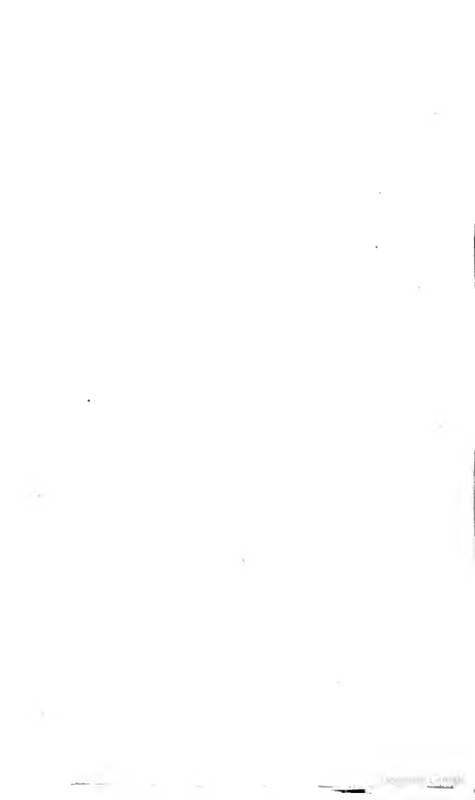




Die

Geschichte Englands.



Die

Geschichte Englands

für

Jung und Alt

erzählt

von

Charles Dickens.

Aus dem Englischen.

Band II.

Von König Heinrich III. bis zum Tode Richard III.

1216 bis 1485.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1853.



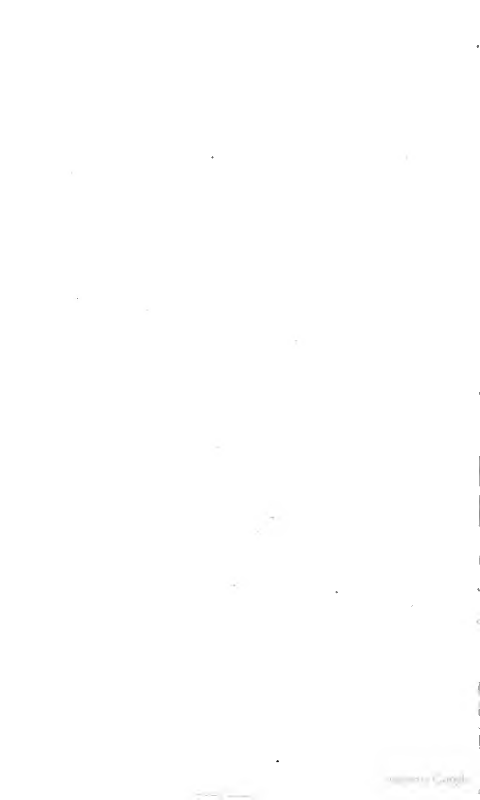
Inhalt.



Regententafel.

Plantagenets.

Heinrich III.	von 1216—1272	regierte	56 Jahr.
Eduard I.	= 1272—1307	=	35 =
Eduard II.	= 1307—1327	=	20 =
Eduard III.	= 1327—1377	=	50 =
Richard II.	= 1377—1399	=	22 =
Heinrich IV.	= 1399—1413	=	14 =
Heinrich V.	= 1413—1422	=	9 =
Heinrich VI.	= 1422—1461	=	39 =
Eduard IV.	= 1461—1483	=	22 =
Eduard V.	im Jahr 1483	=	einige Wochen.
Richard III.	von 1483—1485	=	2 Jahr.



Funfzehntes Kapitel.

England unter Heinrich dem Dritten, mit dem Beinamen von Winchester.
1216–1272.

Es bleibt zweifelhaft, ob irgend einer unter den englischen Baronen jetzt der Schwester des ermordeten Arthur, — Eleonorens, des „schönen Mädchens der Bretagne," die in dem Kloster zu Bristol eingeschlossen lebte, — sich erinnert haben mag; aber gewiß war keiner unter ihnen, der öffentlich ihren Namen genannt, geschweige denn ihr Anrecht auf die Krone geltend gemacht hätte. Der älteste Sohn des verstorbenen Usurpators — er hieß Heinrich, und man gab ihm von seiner Geburtsstadt den Beinamen „von Winchester"— wurde von dem Grafen von Pembroke, dem damaligen Marschall von England, nach Glocester geführt und dort, obgleich er kaum zehn Jahre alt war, in großer Eile gekrönt. Da auch die Krone mit dem Schatze des Königs in den tobenden Fluthen verloren gegangen war und man nicht Zeit hatte eine andre arbeiten zu lassen, so wurde ihm statt derselben ein Kranz von reinem Golde auf's Haupt gesetzt. „Wir sind," sagte Lord Pembroke, ein guter und ehrenwer-

ther Mann, zu den wenigen Lords, welche versammelt waren, „Feinde des Vaters dieses Kindes gewesen und der verdiente unsre Abneigung; aber das Kind selbst ist unschuldig und seine Jugend nimmt unsere Freundschaft und unsern Schutz in Anspruch.“ Die Lords fühlten in der Erinnerung an ihre eigenen Kinder sich zärtlich zu dem kleinen Knaben hingezogen; sie beugten ihr Haupt und sprachen „lange lebe König Heinrich der Dritte!“

Zunächst versammelte sich nun ein großer Rath zu Bristol, der den großen Freiheitsbrief (die Magna Charta) einer Durchsicht unterwarf; und da der König zu jung war, als daß er selbständig hätte regieren können, wurde Lord Pembroke zum Regenten oder Protektor von England erklärt. Dann kam es zunächst darauf an, den Prinzen Ludwig von Frankreich zur Räumung des englischen Bodens zu nöthigen und jene englischen Barone zu besiegen, welche noch unter seinem Banner standen. Er war in vielen Theilen Englands und selbst in London mächtig; unter andern Plätzen war das Castell von Mont Sorel in der Grafschaft Leicester in seiner Gewalt. Nach einigen Gefechten und Waffenstillständen schritt Lord Pembroke zur Belagerung dieser Feste. Prinz Ludwig entsandte ein Heer von 600 Rittern und 20,000 Soldaten zum Entsatz. Indem Lord Pembroke einer solchen Macht nicht gewachsen war, zog er sich mit seiner ganzen Mannschaft zurück. Das Heer des französischen Prinzen, welches unter Brennen und Plünderungen dort hingezogen war, entfernte sich unter Brennen und Plünderungen wieder und kam in seiner übermüthigen und trotzigen Haltung nach Lincoln. Diese Stadt unterwarf sich, allein die Burg derselben, welche von ihrer Be-

sitzerin, einer braven Wittwe Namens Nichola von Camville, besetzt gehalten wurde, leistete einen so nachdrücklichen Widerstand, daß der im Heere des französischen Prinzen kommandirende französische Graf es für nothwendig erachtete, sie zu belagern. Er war eben in der Ausführung dieses Unternehmens begriffen, als ihm gemeldet wurde, daß Lord Pembroke mit 400 Rittern und 250 Armbrustschützen und außerdem noch mit einem starken Reitergeschwader nebst Fußsoldaten gegen ihn heranziehe. „Was kümmert mich das?" sagte der französische Graf, „die Engländer sind doch nicht so thöricht mich und mein großes Heer in einer mit Wällen versehenen Stadt angreifen zu wollen!" Gleichwohl thaten dies die Engländer vor allem andern und sie verfuhren dabei nicht in einer unbesonnenen, sondern in einer so verständigen Weise, daß die große Armee auf jene engen und schlecht gepflasterten Pfade und Wege von Lincoln gelockt wurde, wo die Reiterei ihre Stärke nicht entwickeln konnte, und hier richteten sie eine solche Niederlage unter ihnen an, daß die ganze Kriegsmacht mit Ausnahme des Grafen sich zu Gefangenen ergab. Der Graf aber hatte erklärt, er werde niemals irgend einem englischen Verräther das Leben schenken, und wurde demgemäß niedergemacht. Das Ende dieses Sieges, den die Engländer wohl scherzhafter Weise die „Messe von Lincoln" genannt haben, war wie es in jenen Zeiten gewöhnlich zu sein pflegte: die Gemeinen wurden ohne alle Gnade niedergemacht; die Ritter und Vornehmen dagegen zahlten Lösegeld und kehrten in ihre Heimath zurück.

Ludwigs Gemahlin, die schöne Blanka von Castilien, rüstete in treuer Aufopferung eine Flotte von achtzig

trefflichen Schiffen und schickte sie von Frankreich aus zur Unterstützung ihres Gemahls gegen die englischen Küsten. Eine englische Flotte von vierzig zum Theil vortrefflichen, zum Theil schlechten Schiffen unter der Anführung Hubert de Burgh's (der früher schon vor dem Castell Dover sich den Franzosen gegenüber sehr brav gezeigt hatte) lieferte jenen an der Mündung der Themse eine siegreiche Schlacht, in welcher 65 feindliche Schiffe theils erobert, theils in Grund gesenkt wurden. Dieser schwere Verlust vernichtete die Hoffnungen des französischen Prinzen, und es wurde jetzt zu Lambeth eine Uebereinkunft geschlossen, kraft deren die englischen Barone, welche fortwährend auf seiner Seite geblieben waren, sich zu ihrem Könige zurückwandten. Von beiden Seiten kam man überein, daß der Prinz und alle seine Truppen sich in Frieden nach Frankreich zurückziehen sollten. Es war hohe Zeit zum Rückzuge, denn der Krieg hatte den Prinzen so arm gemacht, daß er sich genöthigt sah, von den Londoner Bürgern Geld zu leihen, um die Kosten seiner Ueberfahrt nach Frankreich bestreiten zu können.

Lord Pembroke ließ es sich demnächst angelegen sein, das Land mit Gerechtigkeit zu regieren und die Streitigkeiten und Verwickelungen zu lösen, welche in den Tagen des schlechten Königs Johann unter den Engländern entstanden waren. Er nahm Veranlassung, die Magna Charta einer Verbesserung zu unterziehen und die Forstgesetze dahin zu ergänzen, daß ein Bauer für die Erlegung eines Hirsches in der königlichen Forst nicht mehr am Leben, sondern nur mit Gefängniß bestraft werde. Wie gut wäre es für England gewesen, wenn es eines so wackern Protektors sich noch viele Jahre zu erfreuen gehabt hätte! Aber dies sollte

ihm nicht zu Theil werden. Lord Pembroke starb im dritten Jahre nach der Krönung des jungen Königs; sein Grab ist in der Kirche des alten Tempels zu London zu sehen bis auf den heutigen Tag.

Jetzt wurde das Protektorat getheilt. Peter de Roches, den König Johann zum Bischof von Winchester erhoben hatte, wurde mit der Sorge für die Person des jungen Herrschers betraut und dem Grafen Hubert de Burgh wurde die Ausübung der königlichen Macht übertragen. Diese beiden Männer hatten von Anfang an keine Zuneigung zu einander gehabt; jetzt wurden sie bald entschiedene Feinde. Seitdem der junge König mündig erklärt worden war, zog sich Peter de Roches, unzufriedenen Sinnes und tief verstimmt über Huberts Beliebtheit und steigenden Einfluß, ins Ausland zurück und Hubert sah sich nun auf beinahe zehn Jahre im Besitz einer unbeschränkten Gewalt.

Zehn Jahre sind eine lange Zeit, wenn es darauf ankommt, die Gunst eines Königs zu behalten; zumal dieser König indem er heranwuchs eine große Aehnlichkeit mit seinem Vater in Schwäche, Haltlosigkeit und Unentschlossenheit zu Tage legte. Das beste, was man von ihm sagen kann, ist: daß er nicht grausam war. Als de Roches nach zehn Jahren wieder heimkehrte und nun gleichsam als etwas Neues erschien, fing der König an, ihn zu begünstigen und dagegen in seiner Gesinnung gegen Hubert zu erkalten; und da er Mangel an Geld hatte und Hubert durch ihn zu einem reichen Manne geworden war, kam es dahin, daß er anfing jenen zu hassen. Zuletzt ließ er sich Glauben machen, oder er stellte sich als ob er glaubte,

daß Hubert einen Theil des königlichen Schatzes entwendet habe; und er ließ an ihn die Aufforderung ergehen, über seine gesammte Amtsführung Rechenschaft abzulegen. Außerdem wurde gegen Hubert die sonderbare Anklage erhoben, daß er durch magische Mittel sich bei dem Könige in Gunst gesetzt habe! Da Hubert sehr wohl einsah, daß er gegen solchen Unsinn sich nimmer werde vertheidigen können, und daß sein alter Feind es auf sein Verderben abgesehen habe, zog er es vor, nach der Abtei Merton zu fliehen, statt sich gegen jene Anklagen zu vertheidigen. Darauf ließ der König in einer heftigen Aufregung den Bürgermeister von London zu sich entbieten und sprach zu ihm: „Nimm 20,000 Bürger, hebe Hubert de Burgh in jener Abtei auf und bring mir ihn hier zur Stelle.“ Der Bürgermeister schickte sich bereits an, diesen Befehl auszuführen, als der Erzbischof von Dublin, welcher mit Hubert befreundet war, den König verwarnte und erinnerte, daß die Abtei eine geweihte Stätte sei; werde dort eine Gewaltthat ausgeführt, dann sei er der Kirche verantwortlich. Darauf änderte der König seinen Sinn, rief den Bürgermeister zurück und erklärte, daß er Hubert vier Monate Frist gebe um sich zu seiner Vertheidigung vorzubereiten und daß er während dieser Zeit sicher und unangefochten sein solle.

Hubert vertraute auf dieses Wort des Königs, obgleich er meines Erachtens in seinem langen Leben Gelegenheit genug gehabt haben müßte, solche Dinge besser kennen zu lernen. Er verließ auf jene Zusagen hin die Abtei Merton und begab sich auf den Weg um seine Gemahlin, eine schottische Prinzessin, welche damals zu St. Edmund's Bury verweilte, wieder zu sehen. Aber kaum hatte er das

Heiligthum verlassen, als seine Feinde den schwachen König überredeten, einem gewissen Sir Godfrey de Crancumb, der dreihundert umherstreifende Abentheurer (die sogenannte schwarze Bande) unter seiner Anführung hatte, mit dem Befehle der Verhaftung Huberts zu beauftragen. Diese trafen ihn in einer kleinen Stadt der Grafschaft Essex, Namens Brendtwodt, im Bette an. Hubert sprang auf, verließ schnell das Haus, floh in die Kirche, stürzte zu dem Altar und legte seine Hand auf das geweihete Kreuz. Sir Godfrey und die schwarze Bande kümmerte sich aber weder um Kirche und Altar, noch um das Kreuz; sie schleppten ihn zur Kirchthür hinaus, indem sie ihre gezogenen Schwerdter über seinem Haupte zückten und ließen einen Schmid kommen, der ihn in Ketten legen sollte. Als der Schmidt (ich möchte wohl seinen Namen wissen!) ganz dunkel und schwarz von dem Rauch seiner Schmiede, wie er war, herbeikam und fragte: was er denn so eilig thun solle, und die schwarze Bande hinzutrat um ihm den Gefangenen zu zeigen unter lautem Geschrei und Brüllen „macht die Ketten recht schwer! macht sie recht stark!" da warf sich der Schmidt auf seine Kniee — aber nicht vor jener Bande! — und rief aus: „Dies ist der tapfre Graf Hubert de Burgh, der zu Dover Castle gefochten, der die französische Flotte vernichtet, der sich viele Verdienste um sein Vaterland erworben hat. Ihr möget mich umbringen wenn es euch beliebt; aber für den Grafen Hubert de Burgh werde ich niemals eine Kette schmieden!"

Hätten die Gesellen dieser schwarzen Bande jemals Schaam empfinden können, sie würden in diesem Augenblick erröthet und gebeugt worden sein! Aber statt dessen stießen

sie den Schmidt von Einem zum Andern, verfluchten ihn und banden den Grafen nackt wie er war auf ein Pferd und führten ihn so hinweg zum Tower von Loudon. Die Bischöfe waren indeß über die Entweihung, welche dem Heiligthum der Kirche zugefügt worden, dermaßen entrüstet, daß der König in Schrecken gerieth und der schwarzen Bande befahl, den Gefangenen dorthin zurück zu führen. Allein gleichzeitig ließ er dem Polizeibeamten von Essex einschärfen, jenen nicht aus der Kirche von Brentwood entkommen zu lassen. Vortrefflich! Der Polizeibeamte ließ demgemäß eiuen tiefen Graben rund um die Kirche ziehen, richtete ein hohes Pfahlwerk auf und wachte Tag und Nacht. Die schwarze Bande mit ihrem Hauptmann wachte ebenfalls gleichwie 301 schwarze Wölfe. Neun und dreißig Tage blieb Hubert de Burgh darin. Zuletzt aber am vierzigsten Tage fühlte er sich von Kälte und Hunger überwältigt und ergab sich der schwarzen Bande, welche ihn nun zum zweitenmale nach dem Tower abführte. Als es zur Anklage kam, lehnte Hubert es ab, sich zu vertheidigen, und so kam man zuletzt dahin überein, daß er alle königlichen Ländereien, welche ihm geschenkt worden waren, herausgeben und zu Castle Devizes, unter Aufsicht von vier Rittern welche durch vier Lords ernannt wurden, in der Haft verbleiben sollte. Man namte das „freiwilliges Gefängniß." Dort blieb er ungefähr ein Jahr, bis er erfuhr, daß eiu Anhänger seines alten Feindes, des Bischofs, zum Schloßwart daselbst ernannt war. Indem er jetzt befürchtete auf verrätherische Weise getödtet zu werden, erkletterte er in einer finstern Nacht die Wälle, ließ sich von der Höhe des Castells in den Wassergraben hinab und floh, nachdem er

unbeschädigt den Boden erreicht hatte, in eine andere Kirche. Aus diesen Zufluchtsort wurde er von einem Reitergeschwader befreit, welches einige Edle, die zu jener Zeit gegen den König sich erhoben und in Wales versammelt hatten, zu seiner Befreiung ausschickten. Zuletzt erhielt er noch Begnadigung und den Wiederbesitz seiner Güter; so lebte er denn fortan als Privatmann und strebte nie wieder nach einem hohen Amte im Königreich oder nach einer hohen Stelle in der Gunst des Königs. Und so ist das Ende der Abentheuer des Grafen Hubert de Burgh glücklicher als die Geschichten mancher anderer Günstlinge des Königs.

Die Edlen, welche sich zur Auflehnung erhoben hatten, wurden durch das übermüthige Benehmen des Bischofs von Winchester zum offenen Aufruhr angereizt; dieser war nämlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß der König im Stillen den seinem Vater abgenöthigten Freiheitsbrief haßte, und that sein möglichstes, ihn in diesem Widerwillen und in der Bevorzugung der Fremden vor den Engländern zu bestärken. Hierüber und über seine öffentlich ausgesprochene Ansicht, durch welche er die englischen Barone für geringer erklärte als die französischen, beklagten sich die englischen Lords mit einer solchen Bitterkeit, daß der König — zumal da er erkannte, wie sehr sie von der Geistlichkeit unterstützt wurden — für seinen Thron zu fürchten anfing und den Bischof sammt seinen ausländischen Anhängern entfernte. Allein seit seiner Vermählung mit **Eleonore**, der Tochter des Grafen von Provence, begünstigte er wiederum die Ausländer unverkennbar. Es kamen jetzt so viele Verwandte seiner Gemahlin aus Frankreich herüber und diese machten

eine so bedeutende Familienparthei am Hofe aus, bemächtigten sich so vieler Güter, wußten so viel Geld an sich zu bringen und traten gegen die Engländer, mit deren Gelde sie sich bereichert hatten, so übermüthig auf: daß die Kühneren unter den englischen Baronen auf Grund einer Bestimmung in dem großen Freiheitsbriefe, nach welcher ungerechtfertigte Günstlinge der Verbannung preisgegeben sein sollten, offen gegen ihn Beschwerde führten. Aber die Ausländer lachten verächtlich dazu und sagten: „was gehen uns eure englischen Gesetze an?"

In dieser Zeit starb König Philipp von Frankreich und ihm folgte Prinz Ludwig, der nach einer kurzen Regierung von nur drei Jahren ebenfalls starb. Hierauf bestieg dessen Sohn Ludwig den Thron, ein sehr gemäßigter und gerechter Fürst, der in seiner ganzen Erscheinung als König weit von der Weise mancher anderer Könige abwich. Isabella, die Mutter des Königs Heinrich, wünschte um eines von ihr gehegten Grolles willen nichts lebhafter, als daß England diesem König Krieg erklären möchte; und da König Heinrich in den Händen eines Jeden, der sich seiner schwachen Seiten zu bemächtigen wußte, ein bloßes Spielzeug war, so erreichte sie bei ihm sehr leicht ihren Zweck. Aber das Parlament war entschlossen, für einen solchen Krieg keine Geldmittel zu gewähren. Da nahm der König um dem Parlament Trotz zu bieten dreißig große Fässer mit Silber — woher er so viele bekam, wüßte ich nicht zu sagen, fast möchte ich vermuthen, daß er sie den armen Juden abgepreßt hatte — ließ sie an Bord seines Schiffes bringen und ging unter Segel, um den Krieg mit Frankreich anzufangen. Es begleiteten ihn seine Mutter und

sein Bruder Richard Graf von Cornwall, ein reicher und talentvoller Prinz. Allein der König erreichte nichts als daß er tüchtig geschlagen wurde und kehrte bald in seine Heimath zurück.

Natürlich konnte durch diesen Erfolg die günstige Stimmung des Parlamentes nicht wieder hergestellt werden. Die Repräsentanten erhoben gegen den König den Vorwurf, daß er das Staatsvermögen verschwende um geldgierige Fremdlinge zu bereichern; sie traten mit solcher Unerschrockenheit gegen ihn auf, erklärten so entschieden, ihm so viel in ihrer Macht stände keine Geldmittel für diese Verschwendung mehr bewilligen zu wollen, daß er bald keine Ausflucht mehr zu finden wußte. Er versuchte nun bald unter Entschuldigungen, bald mit Gewalt auf eine dergestalt schamlose Weise Geld nach Möglichkeit von seinen Unterthanen zu erpressen, daß das gemeine Volk zu sagen pflegte: der König sei der verstockteste Bettler in England. Dann nahm er das Kreuz, weil er durch dieses Mittel einiges Geld zu erlangen hoffte. Allein dies schlug ihm gänzlich fehl, denn man wußte nur zu gut, daß er niemals gemeint war, einen Kreuzzug zu unternehmen. Unter allen diesen Verwickelungen traten die Einwohner von London ganz besonders entschieden gegen den König auf und er entgalt ihnen das durch den lebhaften Widerwillen, den er gegen sie an den Tag legte. Allein hassen und lieben machte hier keinen Unterschied; es blieb auf neun oder zehn Jahre bei diesen Verhältnissen, bis zuletzt die Barone erklärten, daß das Parlament ihm eine bedeutende Geldsumme bewilligen wolle, sobald er ihre Freiheiten von neuem feierlich bestätigt haben werde.

Und auf dieses Anerbieten ging er bereitwillig ein. An einem schönen Maitage wurde zu Westminster-Hall eine große Versammlung eröffnet, bei welcher die Geistlichkeit in ihren eigenthümlichen Gewändern, jeder Einzelne mit einem brennenden Lichte in seiner Hand, zur Seite der Barone sich erhob, während der Erzbischof von Canterbury den Spruch der Excommunikation gegen All und Jedermann verlas, der hinfort auf irgend eine Weise den großen Freiheitsbrief des Königs verletzen werde. Nachdem er geendet löschten sie alle ihre brennenden Lichte aus, indem sie die Seele eines Jeden verfluchten, der jenem Verurtheilungsspruche anheimfiele. Der König schloß mit einer eidlichen Versicherung, den Freiheitsbrief halten zu wollen: „so wahr ich ein Mann bin, so wahr ich ein Christ bin, so wahr ich ein Ritter bin, so wahr ich ein König bin!"

Dergleichen Eide waren leicht zu leisten, und leicht zu brechen; und der König that beides, gleich wie auch sein Vater vor ihm gethan hatte. Nachdem er Geldmittel erhalten hatte, fiel er wieder in seine alten Weisen zurück; und gar bald heilte er die Wenigen, welche ihm in Wahrheit vertraut hatten, von ihrer Schwäche. Als sein Geld wieder dahin war und er wieder einmal mit jener seines Wesens würdigen Gemeinheit aller Orten borgen und betteln ging, wurde er in Angelegenheiten der Krone Siciliens mit dem Papste in einen Konflikt verwickelt. Der Papst erklärte nämlich über jene Krone verfügen zu können und bot sie dem Könige Heinrich für seinen zweiten Sohn, den Prinzen Edmund, an. Aber wenn irgend Jemand etwas giebt, was er nicht zu vergeben hat und was irgend einem andern gehört, so ist in der Regel nichts wahrscheinlicher,

als daß derjenige, der eine solche Gabe in Besitz nehmen will, auf Schwierigkeiten und Hindernisse stößt. Und dieses trat auch richtig jetzt ein: die sicilianische Krone mußte erst erobert werden, ehe sie auf des jungen Edmund Haupt gesetzt werden konnte. Diese Eroberung ließ sich aber nicht ohne Geld bewerkstelligen. Der Papst gab der Geistlichkeit auf, das Geld zu erheben. Die Geistlichkeit war ihm jedoch nicht so fügsam wie gewöhnlich. Sie hatte eine Zeit lang mit ihm wegen ungerechter Bevorzugung italienischer Priester in England in Streit gestanden und jetzt fing sie an zu zweifeln, ob der Kaplan des Königs, den er als Prediger in siebenhundert Kirchen besolden ließ, möglicherweise, selbst wenn ihm die volle Huld des Papstes zu Theil werde, an siebenhundert Orten zugleich gegenwärtig sein könne. „Mögen", so erklärte der Bischof von London, „Papst und König mit einander die Mitra von meinem Haupte nehmen, sie sollen dann sehen, daß ich den Helm an deren Stelle setze. Ich werde keine Zahlung leisten." Der Bischof von Worcester war nicht minder kühn, als der Bischof von London, auch er wollte nicht zahlen. Einige Geldbeträge, welche die mehr schüchternen und rückhaltlosen Glieder der Geistlichkeit zusammenbrachten, wurden verschwendet, ohne daß sie dem Könige wesentlich zu Statten gekommen wären, oder die sicilianische Krone dem Haupte des Prinzen Edmund um ein Haarbreit näher gebracht hätten. Das Ende dieser Angelegenheit war: daß der Papst die Krone dem Bruder des Königs von Frankreich, der sie für sich selbst erobert hatte, übertrug und dem Könige von England für die Ausgaben, welche die Nichterlangung derselben verursacht hatte,

eine Rechnung von hunderttausend Pfund Sterling übersandte.

Der König gerieth hierüber in so große Betrübniß, daß wir ihn fast bedauern sollten — wäre es nur möglich, einen so jämmerlichen, zum Gespött gewordenen König zu bedauern! Sein klügerer Bruder Richard hatte vom deutschen Volke den Titel eines römischen Königs erkauft und stand ihm deshalb nicht mehr so zur Seite, daß er ihn mit seinem Rathe hätte unterstützen können. Die Geistlichkeit leistete selbst dem Papste Widerstand und war mit den Baronen verbündet. An der Spitze der Barone stand Simon von Montfort, Graf von Leicester, mit einer Tochter des Königs Heinrich vermählt; obgleich selbst ein Ausländer, war er, den übrigen vom Auslande gekommenen Günstlingen gegenüber, der volksbeliebteste Mann in England geworden. Als der König in nächster Zeit darauf sein Parlament berief, da erschienen die Barone von Kopf bis zu Fuß in Waffen und Harnisch, unter Anführung des Grafen vor dem Könige. Als dann das Parlament binnen Monatsfrist sich wieder zu Oxford versammelte, befand dieser Graf sich wieder an seiner Spitze und der König sah sich genöthigt, eine sogenannte Regierungskommission (Committee of Government) eidlich zu genehmigen. Diese Commission bestand aus vierundzwanzig Mitgliedern, von welchen zwölf durch die Barone und zwölf durch den König ernannt worden waren.

Zur rechten Stunde für den König kehrte jetzt sein Bruder Richard aus Deutschland zurück. Indem die Barone ihn nur unter dieser Bedingung in England zulassen wollten, bestand die erste Handlung Richards darin, daß er

durch Eidschwur der Regierungscommission treu und ergeben zu sein versprach. Aber dennoch schickte er sich unmittelbar nachher an, dieser Regierungscommission mit allen seinen Kräften entgegen zu wirken. Dann begannen die Barone unter einander zu hadern, vor Allen der stolze Graf von Gloucester mit dem Grafen von Leicester, welcher letztere in tiefer Mißstimmung sogar außer Landes ging. Darauf fing denn das Volk an, mit den Baronen unzufrieden zu werden, weil diese für seine Sache nicht die hinlängliche Theilnahme bewiesen. Unter diesen Umständen schien die Lage des Königs mit der Zeit sich wiederum so günstig zu gestalten, daß er das Herz faßte, — oder durch seinen Bruder das Herz gewann, — die Regierungscommission für aufgelöst zu erklären (der Papst selbst hatte ausdrücklich gesagt, daß er sich um seinen Eid in dieser Beziehung nicht kümmern möge!), alles in der Münze vorhandene baare Geld aufzunehmen, und sich in dem Tower zu London einzuschließen. Hier begab sich dann sein ältester Sohn, Prinz Eduard, zu ihm, und vom Tower aus machte er einen Brief des Papstes an die ganze christliche Welt bekannt, durch welchen Jedermann in Kenntniß gesetzt werden sollte: daß er fünf und vierzig Jahre hindurch ein vortrefflicher und gerechter König gewesen sei.

Da Jedermann wußte daß er nichts weniger als dies gewesen, so kümmerte sich Niemand um jene Urkunde. Inzwischen starb der stolze Graf von Gloucester und ihm folgte sein Sohn, der aber nicht ein Feind des Grafen von Leicester sondern, zur Zeit wenigstens, sein Freund war. Daher kam es dahin, daß diese beiden Grafen ihre Streitkräfte vereinigten, eine Anzahl der königlichen Burgen in

dem Lande in Besitz nahmen und selbst so nahe, als ihnen möglich war, gegen London heranrückten. Die Einwohnerschaft von London, wie sie immer dem Könige widerstrebt hatte, erklärte sich unter großem Jubel für die Grafen und der König hielt sich in einer keinesweges ruhmvollen Weise fortwährend eingeschlossen im Tower. Prinz Eduard dagegen hatte sich eilig nach dem Schlosse Windsor begeben. Seine Mutter die Königin versuchte ihm auf einem Themseschiff zu folgen, aber kaum hatte das Volk, welches vom tiefsten Haß gegen sie erfüllt war, ihr Fahrzeug den Strom hinauf rudern sehen, als es gegen die Londoner Brücke hinrannte, und von dort aus eine in Hast zusammengebrachte Masse von Steinen und Unrath unter dem wüthenden Geschrei „ersäuft die Hexe! ersäuft sie!" auf das vorüberkommende Fahrzeug herabschleuderte. Und beinahe wäre jenes Geschrei zur That geworden. Es kam dahin, daß der Bürgermeister von London die alte Dame in Schutz nehmen und sie nach der St. Paulskirche in Sicherheit bringen mußte, bis die Gefahr vorüber war.

Es würde sehr weitläuftig zu beschreiben sein und für den Leser ermüdend werden, wenn wir den König in allen seinen Streitigkeiten mit den Baronen und die Barone in ihren Streitigkeiten unter einander begleiten wollten. Daher ziehe ich es vor, diese Geschichten abzukürzen und nur der hauptsächlichsten Erfolge zu gedenken, welche sich aus diesen Irrungen entwickelt haben. Indem der wackere König von Frankreich zum Schiedsrichter zwischen jenen aufgerufen war, gab er sein Urtheil dahin ab: daß der König den großen Freiheitsbrief aufrecht erhalten, daß die Barone dagegen von den Ansprüchen auf die Regierungs-Commission

abstehen müßten und daß im Uebrigen von dem Parlament zu Oxford, welches die Königlichen oder die Parthei des Königs schmähend das „tolle Parlament" nannten, bereits die erforderlichen Anordnungen getroffen sein. Die Barone erklärten sich mit dieser Entscheidung nicht einverstanden und verweigerten die Annahme derselben. Sie ließen darauf die große Glocke der St. Paulskirche zu London läuten, um die Einwohner in Aufruhr zu bringen, und diese erhoben sich dann auch in Folge solches verhängnißvollen Zeichens und schaarten sich in den Straßen zu einer vollständigen Heeresmacht. Allein (es schmerzt mich, dies zu erzählen) statt die Parthei des Königs anzugreifen, mit welcher sie im Streit begriffen waren, fielen sie vielmehr über die unglücklichen Juden her und erschlugen deren wenigstens fünfhundert. Sie nahmen dabei zum Vorwande, daß einige dieser Juden auf der Seite des Königs stünden und daß sie zur Vernichtung der Einwohnerschaft eine gewisse fürchterliche Composition das sogenannte griechische Feuer, welches nicht mit Wasser gelöscht werden könne, sondern dadurch nur um so stärker entzündet werde, — in ihren Häusern versteckt hielten. Aber was sie wirklich in ihren Häusern hatten, war Geld; nach diesem verlangten nur ihre grausamen Feinde, und dessen bemächtigten sie sich gleich Räubern und Mördern.

Der Graf von Leicester stellte sich selbst an die Spitze dieser Londoner und anderer Streitkräfte um den König nach Lewes in der Grafschaft Sussex zu verfolgen, wo er mit seiner Armee ein Lager bezogen hatte. Bevor der Graf gegen das Heer des Königs zum Angriff schritt, hielt er eine Anrede an seine Soldaten, in welcher er erklärte: daß

König Heinrich der Dritte durch seine vielen Eidbrüche sich Gottes Feindschaft zugezogen habe; deshalb möchten sie weiße Kreuze auf ihre Brust heften und dadurch anzeigen, daß sie nicht gegen einen Mitchristen sondern gleichsam gegen einen Türken in den Kampf zögen. Demzufolge stürmten sie weiß bekreuzt in die Schlacht hinein. Der König hatte alle Ausländer in England und dazu aus Schottland Johann Comyn, Johann Baliol und Robert Bruce mit aller ihrer Mannschaft auf seiner Seite, und das Heer des Grafen würde ohne Zweifel verloren gewesen sein, wenn ihm nicht der ungeduldige Eifer des Prinzen Eduard zu Statten gekommen wäre, der in seinem heißen Verlangen, an der Einwohnerschaft von London Rache zu nehmen, die ganze Armee seines Vaters in Verwirrung stürzte. Er wurde zum Gefangenen gemacht; mit ihm der König, der Bruder des Königs, der römische König. Außerdem bedeckten die Leichname von fünftausend Engländern das blutige Schlachtfeld.

Um dieses Erfolges willen wurde der Graf von Leicester vom Papste excommunicirt; allein weder der Graf noch das Volk kümmerte sich irgend darum. Das Volk liebte und unterstützte ihn; er war der Thatsache nach König, denn er hatte die ganze Regierungsgewalt in seiner Hand, wiewohl er gegen König Heinrich den Dritten, den er auf allen seinen Wegen wie ein armes altes verblichenes Kartenbild mit sich führte, es an äußerlichen Ehrenbezeigungen nicht fehlen ließ. Im Jahre 1265 versammelte er ein Parlament, bei dessen Wahl zum ersten Mal in England das Volk wirklich betheiligt gewesen ist. Von Tag zu Tag

stieg er in der Gunst des Volkes und das Volk unterstützte ihn in allen seinen Unternehmungen.

Inzwischen waren viele von den übrigen Baronen, und vor allen anderen der Graf von Gloucester, der zu dieser Zeit eben so stolz geworden war als früher sein Vater, auf diesen mächtigen und volksbeliebten Grafen, dem es ebenfalls nicht an Stolz fehlte, eifersüchtig geworden, und es kam so weit, daß sie sich zu einer Verschwörung gegen ihn vereinigten. Seit der Schlacht bei Lewes war Prinz Eduard als Geißel gefangen gehalten und obgleich er in anderer Beziehung wie ein Prinz behandelt wurde, war ihm doch niemals gestattet, sich ohne Begleitung der vom Grafen von Leicester zu seiner Umgebung bestimmten Personen zu entfernen. Die verschworenen Lords fanden jedoch Mittel und Wege, ihm ins Geheim anzuzeigen, daß sie zu seiner Flucht behülflich sein und ihn zu ihrem Anführer zu erheben entschlossen wären. Auf diesen Antrag ging der Prinz mit großer Bereitwilligkeit ein.

An einem durch Verabredung festgesetzten Tage sprach der Prinz (er hatte damals zu Hereford seinen Aufenthalt) zu seinen Aufsehern: „Ich hätte wohl Lust an diesem schönen Tage ein wenig in's Feld zu reiten." Da nun auch jenen ein kleiner Ausflug zu Pferde sehr angenehm erschien, willigten sie gern ein und ritten in einer munteren kleinen Schaar vor das Thor. So war man bald zu einem schönen ebenen Rasenplatze gelangt. Hier kam der Prinz wie zufällig darauf, ihre Pferde unter einander zu vergleichen und sich zu Wetten anzubieten, daß das eine schneller laufe als das andere. Die Begleiter, welche nichts Arges vermutheten, ritten diese Wetten im vollen Galopp aus, so

daß ihre Pferde unter den Anstrengungen gänzlich ermüdeten. Der Prinz selbst nahm an diesem Wettrennen keinen Antheil, er schaute ihm ruhig vom Sattel herein und setzte sein Geld auf's Spiel. In dieser Weise verstrich der ganze heitere Nachmittag. Als nun aber zur Zeit des Sonnenuntergangs alle langsam einen Hügel hinan ritten, während das Pferd des Prinzen noch frisch und kräftig geblieben, die übrigen aber in hohem Grade angegriffen waren, da erschien plötzlich ein fremder Reiter auf einer grauen Stute den Hut schwenkend am Gipfel des Hügels. „Was will dieser Bursche damit sagen?" fragten die Aufseher unter einander. Der Prinz beantwortete diese Frage auf der Stelle, indem er seinem Pferde die Sporen gab, im stärksten Galopp auf jenen Mann losritt und mit ihm von einer kleinen Schaar von Reitern, die hinter einigen Bäumen versteckt seiner warteten, rings umgeben wurde. Gleich darauf verschwanden sie alle in einer Staubwolke, während die Aufseher auf ihren Pferden, welche die Ohren hängen ließen und keuchten, in voller Bestürzung Angesichts des vereinsamten Weges einander ansahen.

Der Prinz begab sich zu dem Grafen von Gloucester nach Ludlow. Der Graf von Leicester hielt sich mit einem Theil des Heeres und dem thörichten alten Könige zu Hereford auf. Einer der Söhne des Grafen von Leicester, Simon von Montfort, und ein anderer Theil des Heeres war zu Sussex zurückgeblieben. Das nächste Trachten des Prinzen ging nun dahin, die Vereinigung dieser beiden Heere zu verhindern. Er griff Simon von Montfort zur Nachtzeit an, schlug ihn auf's Haupt, bemächtigte sich seiner Fahnen und seiner Kriegskasse und nöthigte ihn in der

seiner Familie zugehörigen Burg Kenilworth in der Grafschaft Warwick Zuflucht zu suchen.

Inzwischen war sein Vater, der Graf von Leicester, der von dem Geschehenen nichts ahnte, mit seiner Heeres-Abtheilung und dem König von Hereford ausgerückt, um jenem eine Schlacht zu liefern. An einem schönen Augustmorgen kam er nach dem Orte Evesham, der von dem lieblichen Avon-Flusse bewässert wird. Indem er dort mit erwartungsvoll gespanntem Blicke nach Kenilworth hinschaute, sah er plötzlich seine Fahnen herannahen. Anfangs erglänzte sein Antlitz von hoher Freude über diesen Anblick. Allein wie finster bewölkte es sich bald nachher, als er erkannte, daß es eroberte, in den Händen des Feindes befindliche Fahnen waren. Da rief er aus: „es ist vorbei, der Herr sei unserer Seele gnädig, denn unsre Leiber sind dem Prinzen Eduard verfallen!"

Gleichwohl schlug er sich noch wie ein ächter Ritter. Als sein Pferd ihm unter dem Leibe getödtet war, setzte er den Kampf zu Fuß fort. Die Schlacht wurde mit äußerster Heftigkeit ausgefochten; die Leichname lagen überall haufenweise hingestreckt. Der alte König in seinem Waffenpanzer, auf einem plumpen Streitroß, welches sich ihm in keiner Beziehung fügte und mit ihm immer nur dahin ging wohin er nicht reiten wollte, kam Allen in die Quere. Wenig fehlte, daß er von einem der Krieger seines Sohnes niedergeschlagen wurde; nur sein mit lauter Stimme erhobenes Geschrei „ich bin Heinrich von Winchester" rettete ihn aus der Gefahr. Denn kaum hatte der Prinz dies gehört, als er sofort den Zügel ergriff und ihn aus der Gefahr befreite. Der Graf von Leicester focht noch immer

tapfer fort, nachdem sein bester Sohn Heinrich schon getödtet war und die Leichen seiner liebsten Freunde ihm den Weg versperrten. Zuletzt fiel er, fort und fort noch fechtend, mit seinem Schwerdte in der Hand. Jene aber zerstückelten seinen Leichnam und schickten ihn einer edlen Dame, — fürwahr! einer sehr unerbaulichen edlen Dame — der Gemahlin seines bittersten Feindes, zum Geschenk. Allein die Erinnerung in den treuen Seelen seines Volkes vermochten sie doch nicht zu zerstückeln. Viele Jahre sind darüber hingegangen und sie haben ihn lieber gewonnen als je; sie betrachteten ihn als einen Heiligen und wenn sie seiner gedachten nannten sie ihn allezeit Sir Simon den Ehrenmann.

Auch die Angelegenheit, für welche er gefochten lebte noch fort nachdem er gestorben war; ja sie gewann dergestalt an Kraft, daß sie dem Könige selbst noch in der Stunde des Sieges aufgedrungen wurde. Heinrich sah sich genöthigt, den großen Freiheitsbrief in Ehren zu halten wie sehr er ihn auch haßte. Er konnte nicht umhin Gesetze zu erlassen, die den Gesetzen des großen Grafen von Leicester glichen; er mußte sich gegen das Volk und selbst gegen die Einwohner von London, die ihm lange Widerstand geleistet hatten, gemäßigt und versöhnlich zeigen. Mehrere Aufstände erhoben sich, ehe das alles geschah; allein kraft jener Mittel wurden sie zuletzt beseitigt und Prinz Eduard seinerseits that alles was an ihm lag um den Friedenszustand wieder zu begründen. Zu denjenigen bewaffneten Rittern, die am wenigsten zufrieden waren, gehörte Sir Adam de Gourdon; ihn besiegte der Prinz im Zweikampfe in einem Walde, schenkte ihm edelmüthig das Leben und wurde sein Freund

statt ihn zu erschlagen. Und Sir Adam zeigte sich nicht undankbar, er blieb fortan unausgesetzt seinem edlen Sieger treu ergeben.

Nachdem die Unruhen im Königreich auf diese Weise beigelegt waren, nahmen Prinz Eduard und sein Vetter Heinrich das Kreuz. Beide begaben sich mit vielen englischen Lords und Rittern in das heilige Land. Vier Jahre darauf starb der König der Römer und ein Jahr hernach (1272) auch sein Bruder der schwache König von England. Er ward damals 68 Jahre alt und hatte 56 Jahre regiert. Er war eben so gut im Tode König, als er es jemals im Leben gewesen, denn zu allen Zeiten war er nichts mehr als das bleiche Schattenbild eines Königs.

Sechszehntes Kapitel.

England unter König Eduard dem Ersten mit dem Beinamen Langbein.
1272 – 1307.

So war das Jahr des Herrn 1272 herangekommen; und Prinz Eduard, der Erbe des Thrones, weilte noch fern im heiligen Lande ohne Ahnung von dem Ableben seine Vaters. Dennoch riefen ihn die Barone, sobald die Leichenfeierlichkeiten beendet waren, als König aus; und das Volk stimmte sehr gern dazu ein, denn den meisten Menschen in jener Zeit waren nur zu sehr die Gräuelscenen von Thronstreitigkeiten bekannt geworden. In dieser Weise

wurde König Eduard I., dem von der Gestalt seiner Beine der eben nicht schmeichelhafte Beinamen Langbein (Longshanks) zu Theil wurde, im Frieden von der englischen Nation anerkannt.

Wie lang und dünn die Beine des Königs Eduard auch gewesen sein mögen, sie sind doch unzweifelhaft zugleich kräftig und stark gewesen, denn sie mußten ihn unter tausend Beschwerlichkeiten durch die furchtbaren Sandwüsten Asiens tragen, in welchen seine kleine Kriegerschaar erkrankte, dahinstarb, auseinander lief und sichtbar zusammenschmolz. Allein seine Beharrlichkeit erhob sich über all dieses Mißgeschick; er rief aus: „ich werde weiter gehen und sollte ich keinen Begleiter mehr haben als meinen Stallknecht!"

Ein Fürst von diesem Muthe mußte den Türken viel zu schaffen machen. Eduard erstürmte Nazareth, aber es schmerzt mich zugleich erzählen zu müssen daß er gerade an diesem Orte vor allen anderen Orten der Erde, ein gräßliches Blutbad unter dem unschuldigen Volke angerichtet hat. Von hier zog er nach Acre, wo er von dem Sultan einen zehnjährigen Waffenstillstand erlangte. Und wenig fehlte, so hätte er dort durch die Verrätherei eines sarazenischen Großen, der als Emir von Jaffa bezeichnet wird sein Leben eingebüßt. Dieser hatte unter dem Vorgeben sich zum Christenthum bekehren und alle Lehren der christlichen Religion kennen lernen zu wollen, zum öftern seinen getreuen Boten mit einem Dolche im Aermel an Eduard geschickt. Zuletzt geschah dies auch am Freitag in der Pfingstwoche. Es war ein sehr heißer Tag, die sandige Oberfläche des Bodens erglänzte unter den Wirkungen der bren-

nenden Sonne wie ein absehbarer mit einem Ueberguß bedeckter Kuchen. Eduard lag Kühlung suchend, nur mit einem leichten Ueberwurf bekleidet, auf einem Ruhebette. Da kam jener Bote mit seinem chokoladenfarbenen Antlitz, dunklen schwarzen Augen und weißen Zähnen, in der Hand einen Brief haltend zu ihm herangekrochen, und kniete nieder wie ein gezähmter Tiger. Und in demselben Augenblick, als Eduard die Hand ausstreckte um den Brief in Empfang zu nehmen, that dieser Tiger einen plötzlichen Sprung gegen sein Herz. Wie außerordentlich behende er auch sein mochte, Eduard stand ihm dennoch nicht nach: er ergriff rasch den Bösewicht bei seiner gebräunten Kehle, warf ihn zu Boden und traf ihn mit dem Dolche, den jener auf ihn gezückt hatte. Eduard war mit diesem Stahl in den Arm getroffen und obgleich diese Wunde an sich nur leicht schien, drohte sie dennoch tödtlich zu werden, da sich an der Klinge des Dolches Giftspuren bemerklich machten. Indessen Dank einem Wundarzt, der sich tüchtiger bewies, als man von jenen Zeiten erwarten konnte — Dank einigen wohlthätigen Kräutern — Dank vor allem aber seiner treuen Gemahlin Eleonore, die ihn liebevoll pflegte und sogar das Gift der Wunde mit ihren rothen Lippen ausgesogen haben soll (eine Erzählung, der ich von ganzem Herzen Glauben schenke), Eduard erholte sich bald und wurde völlig wieder hergestellt.

Da der König sein Vater ihn inzwischen aufs dringendste zur Rückkehr hatte auffordern lassen, trat er darauf seine Heimreise an. Bei seinem Eintreffen in Italien erreichten ihn bereits die Boten, welche ihm die Nachricht von dem erfolgten Tode des Königs überbrachten; zu gleicher

Zeit erfuhr er jedoch, daß in England Ruhe und Friede herrsche, und beeilte sich deshalb eben nicht, seine Länder wieder zu sehen. Vorerst stattete er noch dem Papste einen Besuch ab; dann nahm er seinen Weg in feierlichem Pomp über verschiedene italienische Städte, in welchen er unter lautem Beifallruf als der tapferste Vertheidiger des Kreuzes in dem heiligen Lande begrüßt wurde, Purpurmäntel und prunkende Rosse zum Geschenk erhielt. Seine ganze Reise glich einem Triumphzuge. Das jauchzende Volk hatte keine Ahnung davon, daß Eduard der letzte englische Monarch bleiben sollte, der sich zu einem Kreuzzuge einschiffte, und daß innerhalb zwanzig Jahren sämmtliche Eroberungen, welche die Christen mit dem Aufwande so vielen Blutes erworben, von den Türken wieder genommen sein würden. Und doch ist dieß Alles so geschehen.

In einer Ebene des südlichen Frankreich blühete damals jene alte Stadt, die noch heute steht, mit Namen Chalons. Als der König auf dem Wege nach England diesen Ort berührte, schickte ihm ein hinterlistiger französischer Großer, der Graf von Chalons, eine feine Einladung: mit seinen Rittern zu einem Festtournier gegen den Grafen und dessen Ritter zu erscheinen und dem Spiel von Schwert und Lanze einen Tag zu widmen. Inzwischen wurden dem Könige hierüber mancherlei Vorstellungen gemacht, daß dem Grafen von Chalons nicht zu trauen sei und daß er es statt eines festlichen Ritterspiels zur Schau und freundlichen Erlustigung insgeheim auf eine wirkliche Schlacht abgesehen habe, in welcher die Engländer durch seine Uebermacht vernichtet werden sollten.

Der König ließ sich indeß dadurch nicht schrecken. Er

erschien am festgesetzten Tage auf dem ihn bestimmten Platze mit Tausend Begleitern. Als nun der Graf mit Zweitausend Begleitern erschien und die Engländer ernstlich angriff, da stürzten diese mit einer solchen Gewalt gegen die Männer und gegen die Pferde des Grafen daher, daß alle in voller Verwirrung sogleich über das ganze Feld hin auseinander stoben. Der Graf selbst packte den König bei der Kehle, aber der König hob jenen zur Entgegnung des Compliments aus dem Sattel, sprang von seinem Pferde, stellte sich auf ihn und schlug auf seine eiserne Rüstung los, wie ein Schmidt, der auf den Amboß hämmert. Als der Graf sich darauf für besiegt erklärte und sein Schwert überreichen wollte, zeigte sich der König nicht geneigt ihn mit der Annahme desselben zu beehren; der Graf mußte es einem gemeinen Soldaten übergeben. Dieses Gefecht wurde mit einer solchen Hitze und Lebhaftigkeit ausgeführt, daß es bei der Nachwelt den Namen der „kleinen Schlacht von Chalons" erhalten hat.

Die Engländer waren außerordentlich stolz auf ihren König ob dieser Abentheuer. Als er im Jahre 1274, im 36sten Jahre seines Lebens, zu Dover gelandet war und dann sich nach Westminster begab, wo er und die edle Königin mit großer Pracht gekrönt wurden, da umgaben ihn von allen Seiten die glänzendsten Freudenbezeugungen. Zum Krönungsfest wurden, außer anderen Eßwaaren und Speisen, 400 Ochsen, 400 Schafe, 450 Schweine, 18 Auerochsen, 300 geräucherte Speckseiten und 20,000 Stück Geflügel geliefert. Die Wasserbehälter und Rinnen in den Straßen flossen über von rothem und weißem Wein statt des Wassers; die reichen Bürger ließen seidne und wollne

2*

Fahnen aus ihren Fenstern flattern um die Pracht des Anblicks zu erhöhen und warfen mit vollen Händen Geld und Silber aus um die Menge zum lärmenden Gedränge herbeizuziehen. Es war ein Essen und Trinken, eine Musik und ein Springen vor Freude, ein Glockengeläute und Mützen in die Höhe werfen; kurz solch ein Jauchzen, Singen und Schwelgen in Festlichkeiten, wie es die engen überbauten Straßen der Altstadt Londons seit langen Jahren nicht erlebt hatten. Das ganze Volk war fröhlich und guter Dinge. Nur die armen Juden waren dies nicht, denn sie erbebten in ihren Häusern und wagten kaum hervorzublicken; sie zitterten schon in der Ahnung, daß sie es sein würden, die früher oder später das Geld für diese Festlichkeiten herbeizuschaffen oder aufzubringen haben würden.

Um nun diesen traurigen Gegenstand, die Mißhandlung der Juden, für's erste bei Seite zu schieben, darf ich zu meinem Bedauern nicht unerwähnt lassen, wie unbarmherzig sie unter der Regierung Eduards I. geplündert wurden. Auf die Anklage hin, daß sie das königliche Geld beschnitten hätten — was damals von allen Volksklassen geschehen war — wurden sie in großer Anzahl erhängt. Andere wurden mit hohen Steuern belegt oder schändlich gebrandmarkt. Aber dreizehn Jahre nach der Krönung wurden sie eines Tages mit ihren Weibern und Kindern ergriffen und in abscheuliche Gefängnisse geworfen bis sie sich durch die Erlegung eines Lösegeldes von zwölftausend Pfund Sterling an den König frei kauften. Zuletzt wurde jegliches Eigenthum, welches den Juden gehörte, vom Könige in Besitz genommen; nur so viel blieb ihnen, als sie bedurften, um ihre Auswanderung nach fremden Ländern möglich zu ma-

chen. Viele Jahre sind dann hingegangen ehe die Hoffnung auf Gewinn irgend einen Juden verlockt hat, sich wieder nach England zu wenden, wo sie so unbarmherzig behandelt worden waren und so viel erduldet hatten.

Wäre König Eduard I. ein eben so schlechter König gegen die Christen gewesen als gegen die Juden, dann hätte es in der That schlimm gestanden. Aber es war im Allgemeinen ein weiser und großer Monarch, unter welchem der Zustand des Landes sich vielfach verbesserte. Zwar hatte er für den großen Freiheitsbrief keine besondere Vorliebe; — dies ist viele Jahrhunderte hindurch in der That nur bei sehr wenigen Königen der Fall gewesen! — allein dafür besaß er manche andere ausgezeichnete Eigenschaften. Die erste kühne Unternehmung, welche er nach seiner Rückkehr beschloß, ging dahin, die Länder England, Schottland und Wales unter einer Oberherrschaft zu vereinigen. Denn die beiden Länder Schottland und Wales hatten jedes einen eignen kleinen König für sich, um welchen das Volk unaufhörlich in Kampf und Fehde begriffen war und der ihnen außerordentlich viel Unruhe verursachte: weit mehr als er werth war. Außerdem sah sich König Eduard, im Verlaufe seiner Regierung, in einen Krieg mit Frankreich verwickelt.

Wir wollen nun die Geschichte dieser Händel, um größere Klarheit zu gewinnen, getrennt von einander erzählen und zuerst die Ereignisse der Kriege mit Wales, dann den Krieg mit Frankreich und zuletzt seine Händel mit Schottland erzählen.

Llewellyn — dies war der Name des damaligen Fürsten von Wales — hatte zur Zeit des alten stumpfsinnigen Königs Heinrich III. sich der Parthei der Barone zugeneigt; indeß später hatte er den Huldigungseid geschworen. Nachdem König Eduard den Thron bestiegen hatte, wurde Llewellyn aufgefordert, auch ihm den Eid zu schwören; allein er weigerte sich dem Folge zu geben. Sobald der König dann gekrönt und in seinen Ländern wieder heimisch geworden war, ließ er jenen Fürsten noch dreimal zur Leistung des Huldigungseides auffordern. Aber alle drei Male entgegnete ihm Llewellyn: er werde nicht erscheinen. Er war eben im Begriff sich mit Eleonore von Montford, einer jungen Dame aus jener Familie, welche während der vorhergegangenen Regierung oft erwähnt wurde, zu vermählen. Nun hatte es sich gefügt, daß diese junge Dame, indem sie mit ihrem jüngsten Bruder Emeric von Frankreich herüber kam, durch ein englisches Schiff gefangen genommen wurde und sie war dann auf Befehl des englischen Königs in Haft gehalten. Durch diese Maßregel wurde die Streitigkeit auf die Spitze getrieben. Der König segelte mit seiner Flotte gegen die Küste von Wales und drängte den Fürsten Llewellyn dergestalt, daß ihm nichts übrig blieb als in den schauerlichen Gebirgsgegenden von Snowdon seine Zuflucht zu suchen. Hier sah er sich bald von aller Zufuhr abgeschnitten und durch den einbrechenden Mangel genöthigt, nach Entschuldigungen zu suchen, einen Friedensvergleich anzunehmen und die Kriegskosten zu bezahlen. Der König erließ ihm jedoch einige der härtesten Bedingungen der Uebereinkunft und gab zu der beabsichtig-

ten Heirath seine Zustimmung. Damit glaubte er Wales seinem Gehorsam vollständig unterworfen zu haben.

Die Walliser waren nun aber zwar einerseits ein von Natur sanftes, ruhiges und gemüthliches Volk, welches gern Fremde in seinen Hütten zwischen den Bergen beherbergte und ihnen aus freier Gastfreundschaft spendete, was es an Speise und Trank zu bieten hatte, und sie dazu mit seinem Harfenspiel so wie mit dem Gesange seiner volksthümlichen Balladen ergötzte: allein sie waren andererseits auch ein Volk von feuriger aufgeregter Gemüthsart, wenn ihr Blut einmal in Bewegung gekommen war. Als daher die Engländer in Folge der erwähnten Ereignisse anfingen, sich in Wales übermüthig zu zeigen und die Herrenmiene anzunehmen, da wollte der wallisische Stolz sich dies nicht bieten lassen. Dazu kam, daß sie an jenen unglücklichen alten Merlin glaubten und, gleichsam unter dem Einflusse eines unheilvollen Verhängnisses, jene unglücklichen alten Prophezeihungen vorzugsweise dann immer wieder in die Erinnerungen der Menschen zurückriefen, wenn dieß es zum großen Unheil führen mußte. So trat jetzt ein alter blinder Greis mit Harfe und langem weißem Barte auf — ein anderweit unbescholtener Mann, aber von ungewöhnlich hohem Alter und düsterer Stimmung — und verkündete in feierlichem Ton: Merlin habe geweissagt, wenn das englische Geld rund geworden sei werde ein wallisischer Prinz zu London die Krone auf sein Haupt setzen. Nun hatte König Eduard kurz vorher ein Verbot gegen den Gebrauch erlassen, die englischen Pfennige, um kleinere Münze zu erhalten, in halbe und viertel Theile zu zerschneiden, und er hatte somit in der That gewissermaßen rundes Geld einge-

führt. Dies gab den nächsten Anlaß dazu, daß das wallisische Volk verkündigte: die von Merlin bezeichnete Zeit sei herbeigekommen und daß es sich demgemäß zum Aufstande erhob.

König Eduard hatte Llewellyns Bruder den Prinzen David durch Gunstbezeugungen, mit welchen er ihn reichlich bedachte, auf seine Seite gebracht; aber jetzt war dieser der erste, der sich gegen ihn empörte: vielleicht weil er in seinem Gewissen sich beunruhigt fühlte. In einer stürmischen Nacht überfiel er die Stadt Havarden, welche im Besitz eines englischen Edelmanns geblieben war, machte die ganze Besatzung nieder und führte den Edelmann als Gefangenen nach Snowdon ab. Uud dann erhob sich mit einem Male das ganze wallisische Volk wie ein Mann. König Eduard zog mit seinem Heere von Worcester gegen die Menaistraße hin und kreuzte sie mittelst einer Schiffsbrücke, auf welcher vierzig Mann neben einander gehen konnten. Dieß geschah ganz in der Nähe jenes Punktes, wo jetzt die bewunderungswerthe eiserne Röhrenbrücke geschlagen ist, welche in unsern von jener Zeit weit verschiedenen Zeiten einen Theil des Schienenweges für die Eisenbahnzüge bildet. Er unterwarf die Insel Anglesea und schickte seine Kriegsleute voran um den Feind zu beobachten. Allein diese wurden durch die plötzliche Erscheinung der Wallliser von panischem Schrecken ergriffen und flohen zur Brücke zurück. Zu gleicher Zeit hatte sich die Fluth eingestellt und die Boote der Schiffsbrücke auseinander gerissen. Daher wurden die fliehenden Schaaren von dem Heere der Wallliser, welches sie verfolgte, in die See getrieben, wo sie in ihren schweren eisernen Rüstungen bei Tausenden um-

kamen. Nach diesem Siege gewann Llewellyn unter der Begünstigung des strengen Winterwetters noch eine zweite Schlacht. Bald darauf aber wurde er, als der König einen Theil des englischen Heeres durch das südliche Wallis vorrücken ließ und ihn von zwei Seiten angriff, nach einem sehr tapferen Widerstande (er war unbewaffnet und unbewehrt) überfallen und getödtet. Sein Haupt wurde abgeschnitten und nach London geschickt, wo es mit einem Kranze, nach Einigen von Epheu, nach Anderen von Weidenlaub, nach Anderen von Silber — um durch diesen gräßlichen Anblick die erwähnte Weissagung zum Spotte zu kehren — auf dem Tower aufgestellt wurde.

Prinz David hielt sich noch sechs Monate lang, obgleich er von dem Könige aufs eifrigste verfolgt und zugleich von seinen eigenen Landsleuten hin und her getrieben wurde. Einer der letzteren verrieth ihn zuletzt sammt Weib und Kind. Das über ihn gesprochene Urtheil lautete auf Hängen, Schleifen und Viertheilen; und seitdem ist diese Strafe für Hochverräther in England stehend geblieben — eine Strafe, die sich auf keinen Fall entschuldigen läßt, da die an dem getödteten Leibe des Verurtheilten geübten Mißhandlungen empörend, erniedrigend und grausam sind. Abgesehen hiervon hat dieses Strafverfahren an sich keinen Sinn, denn die dadurch erstrebte wirkliche Erniedrigung (und diese bleibt unauslöschlich!) trifft doch Niemand weiter als das Land, in welchem eine solche abscheuliche Barbarei noch irgend wie statthaft ist.

Wales war jetzt unterworfen. Die Königin wurde in der Burg Carnarvon von einem jungen Prinzen entbunden, den der König dem wallisischen Volke als seinen Landsmann

zeigte und Prinz von Wales nannte. Seitdem ist dieser Titel von dem muthmaßlichen englischen Thronerben, wie es jener kleine Prinz nach dem Tode seines ältern Bruders wurde, bis auf den heutigen Tag beibehalten. Der König that jedoch mehr für die Walliser, als dies; er verbesserte ihre Gesetze und verlieh ihrem Handel Aufschwung. Es kamen zwar noch Unruhen vor, besonders in Folge der Habsucht und des Hochmuthes der englischen Lords, welchen wallischer Landbesitz und Burgen gegeben waren; allein sie wurden unterdrückt und das Land ist seitdem nicht wieder zur Empörung geschritten. Es giebt eine Sage, nach welcher König Eduard alle Barden und Harfenspieler in Wallis hinrichten ließ, damit sie das Volk nicht wieder durch ihre Gesänge zur Rebellion aufregen könnten. Ein solches allgemeines Blutbad halte ich indeß nur für eine Einbildung jener Harfenspieler, die lange Jahre hernach derartige Schilderungen in ihre Dichtungen einwebten und sie an dem Heerde der Wallisen gesungen haben, bis sie allmählich in den allgemeinen Volksglauben übergingen.

Der auswärtige Krieg unter der Regierung Eduards I. entspann sich folgendergestalt. Einstmals war das Schiffsvolk zweier Fahrzeuge, von welchen das eine normannisch, das andere englisch war, zufällig an einem und demselben Orte beim Einnehmen frischer Wasservorräthe zusammengetroffen. Es waren von beiden Seiten rohe, streitsüchtige Menschen; daher fingen sie sofort an mit einander zu zanken und zu kämpfen — die Engländer mit ihren Fäusten, die Normannen mit ihren Messern — und während dieses

Kampfes wurde einer von den Normannen getödtet. Statt nun sich an jenen englischen Matrosen, mit welchen sie in Händel gerathen waren, zu rächen, begaben sich die übrigen Normannen (vermuthlich weil ihnen die Gegner zu stark schienen) in voller Wuth auf ihr Schiff zurück und fielen dann über das erste beste englische Schiff her, welches ihnen in den Weg kam. Obgleich sie in diesem nur einen ganz unschuldigen Kaufmann antrafen, hingen sie ihn dennoch in einer brutalen Weise an dem Takelwerk seines Schiffes und einen Hund unter seinen Füßen auf. Diese Unthat reizte den Zorn der englischen Matrosen in einem solchen Grade, daß sie keine Schranken mehr kannten. Ueberall und zu jeder Stunde, wo englische und normannische Matrosen zusammentrafen, da fielen sie mit Zähnen und Nägeln über einander her. Die irländischen und niederländischen Schiffer hielten es mit den Engländern; die französischen und genuesischen Schiffer standen den Normannen bei. Und so geschah es, daß nach und nach der größte Theil derjenigen, welche damals die See befuhren, sich ihrerseits nicht minder heftig und rasend zeigten, als die tobende See selbst.

Der Ruhm des Königs Eduard war im Auslande so groß, daß er zur schiedsrichterlichen Schlichtung eines Zerwürfnisses zwischen Frankreich und einer anderen auswärtigen Macht erkoren war und demzufolge drei Jahre auf dem Festlande zubrachte. Anfangs vermieden es beide Monarchen, sowohl Eduard als der französische König Philipp (der gute König Ludwig war schon einige Zeit vorher gestorben), sich in jenen Streit zu mischen. Allein als jetzt eine Flotte von achtzig englischen Schiffen die normannische Flotte von zweihundert Schiffen angegriffen und in einer

förmlichen Schlacht, die sich rings um ein vor Anker liegendes Schiff entwickelte, und in welcher kein Pardon gegeben wurde, völlig besiegt hatte, da wurde diese Angelegenheit zu ernstlich, als daß man sie länger hätte übergehen können. König Eduard wurde in seiner Eigenschaft als Herzog von Guienne aufgefordert, vor dem König von Frankreich zu Paris zu erscheinen und für die von den englischen Matrosen angerichteten Beschädigungen aufzukommen. Er entsandte zuerst den Bischof von London und hernach selbst seinen Bruder Edmund, der mit der Mutter der französischen Königin vermählt war, als seine Stellvertreter. Prinz Edmund war ein fügsamer Herr, welcher sich von seinen schönen Basen und Nichten, den französischen Hofdamen, beschwatzen ließ. Gewiß ist, daß er darauf einging, sich des Herzogthums seines Bruders auf vierzig Tage zu entäußern. Der König von Frankreich hatte nämlich gesagt, dies solle lediglich der Form wegen, und um seiner Ehre Genüge zu leisten, zum Schein so geschehen. Aber wie erschrak dann der Prinz, als er nach Verlauf jener Frist gewahr wurde, daß der König von Frankreich gar nicht daran dachte, das Herzogthum wieder herauszugeben. Es sollte mich nicht wundern, wenn diese Erfahrung sein Lebensende, welches sehr bald nachher erfolgt ist, beschleunigt hätte.

König Eduard war ganz der Mann, sein auswärtiges Herzogthum wieder zu gewinnen, so weit dies durch Thatkraft und Tapferkeit geschehen konnte. Er sammelte ein starkes Heer, kündigte seinen Lehenseid als Herzog von Guienne auf und setzte über das Meer, um Frankreich mit Krieg zu überziehen. Es kam jedoch zu einem Waffenstill-

stand auf zwei Jahre, ehe eine bedeutende Schlacht geliefert war, und im Verlauf dieser zwei Jahre gelang es dem Papst eine Versöhnung herbeizuführen. König Eduard, der seine geliebte, edle Gemahlin Eleonora durch den Tod verloren hatte, nahm die Schwester des französischen Königs, Margarethe, als zweite Gattin, und der Prinz von Wales wurde mit Isabella, der Tochter des französischen Königs, verlobt.

Es kommt bisweilen vor, daß sich aus schlechten Dingen gute Folgen entwickeln. So entsprang hier aus dem Aufhängen eines unschuldigen Kaufmannes und dem weiter dadurch veranlaßten Blutvergießen und Hader eine der größesten Kräfte, welche England noch jetzt besitzt. Die Vorbereitungen zum Kriege waren im hohen Grade kostspielig, und König Eduard befand sich in arger Geldverlegenheit. Er ging dann wieder in seinen Mitteln zur Abhülfe dieses Mangels sehr eigenmächtig zu Werke und die weitere Folge war, daß sich einige Barone zu festem Widerstande erhoben. Zwei Männer, Humphrey Bohun, Graf von Hereford, und Roger Bigod, Graf von Norfolk, traten ihm mit solcher Entschiedenheit entgegen, daß sie die Behauptung aussprachen: der König habe gar kein Recht, ihnen die Führung seiner Kriegsleute in Guienne zu befehlen; ja, daß sie sich geradezu weigerten, sich dorthin zu verfügen. Da rief der König in großer Aufregung dem Grafen von Hereford zu: „Bei Gott, Herr Graf, Ihr werdet entweder dort hingehen oder gehängt werden!" — „Bei Gott, Herr König", erwiederte der Graf von Hereford, „ich werde weder dort hingehen noch gehängt werden!" Nach diesem Wortwechsel verließen beide Grafen den Hof und

ihnen folgten viele Lords. Der König bot alle möglichen Mittel auf um Geld zu erhalten. Er besteuerte die Geistlichkeit, ohne sich irgend wie an die Einreden des Papstes zu kehren; und als die Geistlichen sich weigerten zu bezahlen, brachte er sie zum Gehorsam indem er ihnen eröffnete: daß sie hinfort keinen Anspruch auf den Schutz der Regierung hätten und daß Jedermann, der nur wolle, sie plündern möge; und da es viele Menschen gab, die bereit waren dies zu thun und es sehr gern thaten, mußte die Geistlichkeit inne werden, daß sie beim fortgesetzten Treiben dieses Spiels nur zu sehr in Nachtheil kommen werde. Der König bemächtigte sich ferner der Wolle und des Leders, welches in den Händen der Kaufleute war, indem er versprach, dafür eines schönen Tages zahlen zu wollen. Er besteuerte die Ausfuhr der Wolle: eine Maßregel, die unter den Handelsleuten so unbeliebt wurde, daß sie ihr den Namen „der böse Zoll" gaben. Aber alles dies schlug nicht an. Die Barone erklärten unter der Aufführung jener beiden großen Grafen alle ohne Zustimmung des Parlaments ausgeschriebenen Steuern für ungesetzlich; und das Parlament lehnte die Genehmigung aller Steuern ab, sofern der König nicht die beiden großen Freiheitsbriefe von neuem bestätigen und mit seiner Handschrift feierlich erklären werde, daß im Lande keine Befugniß zur Erhebung des Geldes der Unterthanen bestehe, als nur die Befugniß des durch alle Volksklassen repräsentirten Parlaments. Der König war gewiß äußerst abgeneigt, seine Macht durch Einräumung dieses großen Privilegiums an das Parlament zu schmälern. Allein es gab keinen andern Ausweg und zuletzt fügte er sich. Wir werden später zu einem anderen Könige kommen, der seine

Enthauptung vermieden haben würde, wenn er sich dieses Beispiel zu Nutze gemacht hätte.

Der wohlwollende und weise Sinn des Königs kam dem Volke auch noch bei andern wohlthätigen Maßregeln zu statten, die durch das Parlament errungen wurden. Viele Gesetze wurden wesentlich verbessert; es wurden Anstalten zur größeren Sicherheit der Reisenden und zur Verhaftung von Dieben und Mördern getroffen; den Priestern ward der Landbesitz, durch welchen sie einen zu vorwiegenden Einfluß sich verschafft hatten, nicht ferner gestattet; und jetzt zuerst wurden Friedensrichter (die freilich anfangs nicht diesen Namen führten) nach verschiedenen Theilen des Landes geschickt.

Wir wenden uns jetzt zu Schottland, von welchem Lande die größeste und dauerndste Verwickelung während der Regierung König Eduards I. ausging.

Ungefähr dreizehn Jahr nach seiner Krönung war nämlich Alexander der Dritte, König von Schottland, in Folge eines Falles vom Pferde gestorben. Er war mit Margarethen, einer Schwester des Königs, vermählt gewesen. Da er nun kinderlos verstarb, hätte die schottische Krone rechtmäßiger Weise an eine damals im achten Lebensjahre stehende Prinzessin, die Tochter des norwegischen Königs Eric, fallen müssen, indem der letztere mit einer Tochter des verstorbenen Monarchen vermählt war. König Eduard machte den Vorschlag, daß das „Mädchen von Norwegen“, wie diese Prinzessin genannt zu werden pflegte, mit seinem ältesten Sohne verlobt werden möge. Unglück-

licherweise aber ereignete es sich, daß diese Prinzessin während der Seefahrt nach London erkrankte und auf einer der Orkney-Inseln unmittelbar nach der Landung verstarb. Jetzt erhob sich in Schottland sogleich eine gewaltige Bewegung, indem nicht weniger als dreizehn Personen Ansprüche auf den erledigten Thron erhoben und eine allgemeine Verwirrung herbeiführten.

Indessen scheint man sich in Schottland zunächst dahin vereinigt zu haben, dem Könige Eduard, der durch seinen Scharfsinn und durch seine Gerechtigkeitsliebe in hohen Ehren stand, die Entscheidung dieser Streitigkeiten zu übertragen. Eduard ging auf diesen Antrag ein und erschien mit einem Heere in dem sogenannten Grenzlande, welches zwischen England und Schottland liegt. Dort forderte er die schottischen Großen auf, mit ihm in dem Schlosse Norham, auf der englischen Seite des Flusses Tweed, zu einer Versammlung zusammenzutreten. Jene folgten der Einladung. Allein ehe zur Erledigung der Angelegenheit geschritten wurde, stellte König Eduard diesen schottischen Großen sammt und sonders die Anforderung, ihm als ihren Oberlehnsherren zu huldigen; und als jene sich weigerten, dies zu thun, rief er aus: „Beim heiligen Eduard, dessen Krone ich trage, ich werde meine Rechte behaupten, und sollte ich im Kampfe für sie untergehen!" Das hatten die schottischen Großen nicht erwartet; sie geriethen außer Fassung und baten um eine Frist von drei Wochen, um sich die Sache zu überlegen.

Nachdem drei Wochen verflossen waren, kam es zu einer anderweiten Versammlung auf einem grünen Angerplatze an der schottischen Seite des Flusses. Unter allen

Prätendenten des schottischen Thrones waren nur zwei, die auf das Recht ihrer nahen Verwandtschaft zur königlichen Familie wirkliche Ansprüche hatten. Diese waren Johann Baliol und Robert Bruce. Das nähere Recht war aber ohne Zweifel auf Seiten des Johann Baliol, welcher bei jener besonderen Versammlung nicht gegenwärtig gewesen war. Dagegen hatte sich Robert Bruce eingefunden und als man dort an ihn in aller Förmlichkeit die Frage stellte, ob er den König von England als seinen Oberherrn anerkenne, hatte er laut und deutlich mit „Ja" geantwortet. Tags darauf erschien Johann Baliol und gab eine gleiche Erklärung ab. Nachdem dieser Punkt erledigt war, wurde mit weiteren Vorbereitungen zur Erwägung ihrer Besitzansprüche vorgegangen.

Diese Untersuchung dauerte eine ziemlich lange Zeit, länger als ein Jahr. Während man in derselben begriffen war, nahm Eduard die Gelegenheit wahr und machte eine Reise durch Schottland, auf welcher er die Schotten aller Stände aufforderte, sich zu seinen Vasallen zu erklären. Wer sich weigerte wurde eingekerkert bis er sich fügte. Inzwischen waren Commissäre bestellt um die Untersuchung zu führen: zu Berwick wurde ein Parlament gehalten und die beiden Kronbewerber wurden in aller Ausführlichkeit vernommen; und ihre Erörterungen fielen außerordentlich weitläufig aus. Zuletzt gab der König in der großen Halle des Schlosses Berwick sein Urtheil ab. Es lautete zu Gunsten Johann Baliols. Nachdem dieser sich einverstanden erklärt, daß er seine Krone durch die Gunst und mit der Erlaubniß des englischen Königs führe, wurde er zu Scone in einem alten steinernen Stuhle gekrönt, der Jahr-

hunderte hindurch bei den Krönungsacten der schottischen Könige in der dortigen Abtei in Gebrauch gewesen war. Darauf brachte es König Eduard dahin, daß das große Siegel von Schottland, dessen man sich seit dem Tode des letzten Königs bedient hatte, in vier Stücke gebrochen und in der englischen Schatzkammer niedergelegt wurde. Nachdem dies geschehen war glaubte er dem sprichwörtlichen Ausdrucke zufolge Schottland unter seinem Daumen zu haben.

Indessen hatte Schottland noch seinen eigenen starken Willen. König Eduard, der entschlossen war, alles zu thun, um das Vasallen-Verhältniß des schottischen Königs nicht in Vergessenheit zu bringen, forderte ihn, nachdem mehrere Appellationen von Entscheidungen schottischer Gerichtshöfe eingelaufen waren, wiederholentlich auf, zu erscheineu, und sich und seine Richter vor dem englischen Parlament zu vertheidigen. Im Fortgange der Zeit hatte Johann Baliol, obgleich keineswegs durch persönlichen Muth ausgezeichnet, an dem tapfern Sinne des schottischen Volkes, welches jene Aufforderungen als einen Nationalschimpf ansah, seinen Muth belebt und das Herz gefaßt, die Folgeleistung auf immer abzulehnen. Darauf forderte der König den Johann Baliol weiter auf, ihm in seinen auswärtigen Kriegen (die eben damals sich entspannen) Beistand zu leisten und verlangte, als Sicherheitspfand seiner Ergebenheit für die Zukunft, die Uebergabe der drei festen schottischen Schlösser Jedburgh, Rorburgh und Berwick. Aber von dem allen geschah nichts. Das schottische Volk verbarg seinen König in den Gebirgen der Hochlande und zeigte den festen Entschluß zum Widerstande. Nun zog Eduard mit einem

Heere von 30,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gegen Berwick, eroberte die Burg, ließ die gesammte Besatzung und sämmtliche Einwohner der Stadt — Männer, Frauen und Kinder — niedermachen. Weiter rückte Lord Warrenne, Graf von Surrey, gegen die Festung Dunbar heran und lieferte Angesichts derselben eine Schlacht, in welcher das ganze schottische Heer unter furchtbarem Gemetzel aufs Haupt geschlagen wurde. Dieser Sieg war vollständig. Der Graf von Surrey blieb nun als Gouverneur in Schottland; die wichtigsten Stellen im Staatsdienste des Königreichs wurden Engländern übergeben; und die mächtigeren unter dem schottischen Adel wurden genöthigt in England ihren Aufenthalt zu nehmen. Krone und Scepter von Schottland wurden entfernt und sogar der alte steinerne Stuhl wurde hinweggeführt und in der Westminster Abtei aufgestellt, wo er noch jetzt zu sehen ist. Dem Joh. Baliol wurde der Tower zu London als Wohnsitz angewiesen mit der Erlaubniß, innerhalb zwanzig Meilen im Umkreise umherstreifen zu dürfen. Drei Jahre später wurde ihm außerdem gestattet, die Normandie zu besuchen, wo er Landgüter besaß, und dort hat er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht, viel glücklicher vielleicht, als er seit längerer Zeit in dem unruhigen Schottland gelebt hatte.

In dieser Zeit lebte im westlichen Schottland ein Edelmann von nur geringem Vermögen, Namens William Wallace, der zweite Sohn eines schottischen Ritters. Er war ein Mann von ansehnlicher Gestalt und großer Körperkraft; in hohem Grade tapfer und unternehmend. Er vermochte durch die Gewalt seiner Reden die Versammlungen seiner Landsleute auf eine wunderbare Weise zu ent-

flammen. Er liebte Schottland auf's Heißeste und haßte England aus allen Kräften seiner Seele. Das herrische Wesen der Engländer, welche die von Schottland übergebenen Plätze inne hatten, machte sie dem stolzen schottischen Volke in gleichem Grade unerträglich, als sie es früher unter ähnlichen Umständen bei den Wallisern gewesen waren; aber Niemand in ganz Schottland betrachtete sie mit solchem verhaltenen Ingrimm als William Wallace. Eines Tages geschah es, daß ein englischer Beamter, dem nicht ahnte, mit was für einen Mann er es zu thun habe, ihn beschimpfte. Wallace erschlug ihn auf der Stelle, flüchtete in die Felsen- und Bergklüfte und vereinigte sich dort mit seinem Landsmann Sir William Douglas, der ebenfalls gegen König Eduard in den Waffen stand. Er wurde dem für seine Unabhängigkeit ringenden schottischen Volke der entschlossenste und unerschrockenste Vorkämpfer, den je die Erde sah.

Der englische Gouverneur des Königreichs floh vor ihm, und das schottische Volk, dadurch ermuthigt, empörte sich an allen Orten und machte sich ohne Erbarmen über die dortigen Engländer her. Der Graf von Surrey sammelte auf Befehl des Königs die gesammten Streitkräfte der Grenzdistrikte. Zwei englische Armeen brachen in Schottland ein. Angesichts dieser Heere hatte Wallace nur einen Häuptling bei sich, der an einer Stelle am Flusse Forth zwei Meilen von Stirling die Angreifenden mit einer Streitmacht von 40,000 Mann erwartete. Ueber diesen Fluß führte nur eine elende hölzerne Brücke, die sogenannte Brücke von Kildean, die so schmal war, daß nur zwei Mann neben einander sie überschreiten konnten. Auf diese

Brücke richtete Wallace sein Augenmerk; er stellte den größeren Theil seiner Mannschaft in einer ansteigenden Ebene auf und harrte ruhig der weiteren Erfolge. Als die englische Armee an dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses anrückte, wurden Herolde ausgesandt um Friedensbedingungen anzubieten. Wallace aber wies sie im Namen der schottischen Freiheit mit abschlägiger Antwort zurück. Einige Hauptleute im englischen Heere stellten, nachdem sie die Brücke in Augenschein genommen, dem Grafen von Surrey vor: wie sehr es hier darauf ankomme, vorsichtig und ohne Uebereilung zu handeln. Dennoch ließ der Graf sich von einigen andern Offizieren, namentlich von dem königlichen Schatzmeister Cressingham, zum augenblicklichen Beginn der Schlacht fortreißen. Ein voreiliger Mann gab das Commandowort zum Vorrücken. Und nun gingen tausend Engländer zwei Mann hoch über die Brücke. Die schottischen Truppen sahen ihnen in bewegungsloser Starrheit zu als wären sie Steinbilder gewesen. Es folgten auf gleiche Weise zweitausend Engländer, ja drei-, vier-, fünftausend. Von den schottischen Helmen sah man während dieser Zeit auch nicht eine Feder schimmern. Aber jetzt flatterten sie plötzlich alle dahin. Wallace rief: „Vorwärts eine Division gegen den Fuß der Brücke, auf daß kein Engländer mehr herüberkomme! Die übrigen mit mir hinab auf die fünftausend, welche herübergekommen sind, wir wollen sie in Stücke hauen!" Und so geschah es im Angesicht des ganzen zurückgebliebenen englischen Heeres, welches außer Stande war Hülfe zu leisten. Cressingham selbst wurde erschlagen und die Schotten haben aus seiner Haut Peitschen für ihre Pferde gemacht.

König Eduard befand sich damals im Auslande. Während auf schottischer Seite ein glücklicher Erfolg nach dem andern gewonnen wurde, so daß der kühne Wallace sich im Stande sah, das ganze Land wieder in Besitz zu nehmen und selbst Streifzüge in die englischen Grenzlande zu führen: kehrte der König nach einigen Wintermonaten zurück und erschien mit einer außerordentlich gesteigerten Thatkraft im Felde. Als er eines Abends beim Stürzen seines Pferdes zu Boden gefallen war und zwei Rippen gebrochen hatte, schwang er sich, um dem erhobenen Geschrei von seinem Tode zu begegnen, wieder in seinen Sattel und ritt allen ausgestandenen Schmerzen zum Trotz durch das ganze Kriegslager dahin. Am Anbruch des folgenden Tages gab er (natürlich noch in jenem Zustande schmerzensvoller Verwundung) das Losungswort „Vorwärts!“ Er führte seine Armee in die Nähe von Falkirk, wo die schottischen Streitkräfte in ihrer Stellung auf einem steinigen Boden jenseits eines Morastes erblickt wurden. Dort schlug er Wallace aufs Haupt und tödtete 15000 Mann seiner Krieger. Wallace zog sich mit den zersprengten Ueberresten seines Heeres nach Stirling zurück; als er von den Engländern bis dahin verfolgt wurde, steckte er die Stadt in Brand, damit ihre Einwohner jenen nicht zu Hülfe kommen möchten, und ging dann noch weiter zurück. Später steckten die Einwohner von Perth aus demselben Beweggrunde ihre Häuser an; und der König sah sich, da er keine Lebensmittel herbeizuschaffen vermochte, zum Rückzuge genöthigt.

Nach dem Tode jenes älteren Bruce, der mit Baliol einst über den Besitz der schottischen Krone gestritten hatte, erschienen jetzt ein anderer Robert Bruce, sein Enkel, und

Johann Comyn, Baliols Neffe, gegen den englischen König in den Waffen. Die beiden Jünglinge theilten mit Bruce den Widerstand gegen Eduard, allein in allen andern Dingen konnten sie sich gegenseitig nicht einigen, denn sie stritten mit einander gleich um den Thron von Schottland. Die Häupter des schottischen Volkes mochten inzwischen darüber Klarheit gewonnen haben, was es für eine Verwirrung geben müsse, wenn es ihnen gelänge, über den englischen König die Oberhand zu gewinnen; daher wandten sie sich an den Papst, um seine Vermittelung anzurufen. Der Papst war dem Grundsatze getreu, daß er nichts verloren geben dürfe, so lange noch eine Möglichkeit des Behaltens offen bleibe; er erhob in kalter Ruhe den Anspruch: Schottland gehöre ihm. Indessen ging er hierin denn doch ein wenig zu weit und das Parlament unterließ nicht, ihm dies auf eine freundschaftliche Weise zu verstehen zu geben.

Im Frühlinge des Jahres 1303 entsandte der König den Sir Johann Segrave, den er zum Gouverneur von Schottland ernannt hatte, mit 20,000 Mann, um die Aufrührer zu unterwerfen. Sir Johann beobachtete indeß nicht die nöthige Vorsicht. Er lagerte sich nämlich mit seiner in drei Abtheilungen gesonderten Armee in der Nähe von Edinburgh bei Roßlyn. Die schottische Streitmacht nahm diesen Vortheil wahr, sie griff eine Abtheilung nach der andern an, schlug Alle aufs Haupt und tödtete sämmtliche Gefangene. Hierauf erschien denn der König, sobald er ein starkes Heer hatte sammeln können, noch einmal im Felde. Er durchzog das ganze nördliche Schottland, legte alles wüst, was in seinem Wege war, und schlug seine Winterquartiere zu Dunfermline auf. Die Sache der Schotten

hatte jetzt einen so hoffnungslosen Anschein, daß Commyn und die andern Edlen sich unterwarfen und ihre Begnadigung annahmen. Wallace allein harrte aus. Als er zur Uebergabe aufgefordert wurde: — freilich ohne bestimmte Bürgschaft für die Schonung seines Lebens — da gab er dem zornigen Könige eine verneinende Antwort und lebte unter den schroffen Klippen der Thalgründe des Hochlandes, wo die Adler ihre Nester haben, wo die Gebirgswasser rauschen, wo der weiße Schnee sich hoch anhäuft und die rauhen Winde sein unbeschütztes Haupt rings umtobten. Dort lag er manche finstre schwarze Nacht in seinen Mantel eingehüllt. Nichts konnte seinen Muth brechen, nichts seinen Sinn demüthigen. Nichts konnte ihn bewegen, die seinem Vaterlande angethane Schmach zu vergessen oder zu vergeben. Auch als die Festung Stirling, welche lange Stand gehalten, von dem Könige mit allen damals gebräuchlichen Kriegsmaschinen belagert wurde; selbst als das Blei von den Dächern der Kirchen abgenommen wurde, um zur Verfertigung von Kriegsmaschinen benutzt zu werden; selbst als der König, der bereits ein alter Mann geworden war, mit jugendlichem Feuer das Commando der Belagerung in eigner Person übernahm, um die Eroberung zu vollenden, und dann die tapfere Besatzung (sie bestand wie man mit Schrecken erkannte aus nicht 200 Menschen, einige Frauen hinzugerechnet) von Mangel gedrückt, besiegt und genöthigt war, kniefällig und mit allen nur erdenklichen Demüthigungen, die zur Erhöhung ihrer Leiden dienen konnten, um Gnade zu bitten; selbst dann, als nicht ein Strahl der Hoffnung mehr in Schottland leuchtete, blieb William

Wallace so stolz und so fest, als wäre der machtvolle und unbarmherzige Eduard todt zu seinen Füßen hingestreckt.

Wer William Wallace zuletzt verrathen haben mag, ist nicht völlig aufgeklärt, daß er — wahrscheinlich von einem seiner Begleiter — verrathen worden: dieß ist nur zu gewiß. Er wurde bei der Burg Dumbarton durch Sir Johann Menteith gefangen genommen und von dort nach London abgeführt, wohin der große Ruf seiner Tapferkeit und Entschlossenheit unabsehbare Menschenmassen, die ihn sehen wollten, herbeigezogen hatte. In Westminster Hall wurde über ihn Gericht gehalten; beim Verhör trug er eine Lorbeerkrone auf seinem Haupte – wie man meint um anzudeuten, daß er einst gesagt hatte, er werde oder müsse eine Krone tragen. Man verurtheilte ihn als Räuber, als Mörder und als Hochverräther. Aber Wallace erklärte denen, die über ihn zu Gericht saßen: Was sie einen Räuber nennten, das sei er, sofern er von den Soldaten des Königs Beute genommen; — was sie einen Mörder nennten, sei er, sofern er übermüthige Engländer erschlagen; — was sie einen Hochverräther nennten, das sei er nicht, denn er habe niemals dem Könige einen Huldigungseid geschworen und habe es immer seiner unwürdig gehalten, dies zu thun. Wallace wurde an Pferdeschweifen nach West-Smithfield geschleift, dort an einem hohen Galgen aufgehängt, lebendigen Leibes aufgeschlitzt, geköpft und geviertheilt. Sein Haupt wurde auf einem Pfahl an der Londoner Brücke aufgestellt, sein rechter Arm wurde nach Newcastle, sein linker Arm nach Berwick, seine Beine wurden nach Perth und Aberdeen geschickt. Aber hätte König Eduard seinen Leichnam selbst nach Zollweiten zerschnitten und jedes einzelne

zollgroße Stück nach einer andern Stadt geschickt, er würde ihn doch nicht halb so weit auseinander gebracht haben als sein Ruhm sich ausgebreitet hat. William Wallace wird in Gesängen und Geschichten gefeiert werden so lange es Gesänge und Geschichten in der englischen Sprache giebt, und Schottland wird ihn hoch und theuer halten, so lange seine Seen dauern und seine Berge stehen.

Nachdem der König von diesem furchtbaren Gegner sich befreit sah, verfolgte er einen angemesseneren Regierungsplan für Schottland. Er theilte den Besitz der Ehrenämter unter Schotten und Engländern, vergab frühere Vergehen und glaubte in seinen alten Tagen: jetzt sei das Werk vollendet.

Aber er täuschte sich. Comyn und Bruce verschworen sich mit einander und verabredeten eine Zusammenkunft in der Minoritenkirche zu Dumfries. Dort soll einer Erzählung zufolge Comyn sich gegen Bruce hinterlistig gezeigt und ihn dem Könige verrathen haben. Bruce soll eines Abends als er bei Tische saß vor der Gefahr gewarnt, mit der dringlichen Nothwendigkeit zu fliehen bekannt gemacht sein und zur Bewerkstelligung einer Flucht von einem Freunde, dem Grafen von Gloucester, zwölf Pfennige und ein Paar Sporen erhalten haben. So soll er, in größter Spannung dem gegebenen Winke folgend — indem er durch Schneegestöber auf einem mit umgekehrten Hufeisen beschlagenen Pferde dahinritt, um nicht aufgespürt zu werden — einem verdächtig aussehenden Diener und Späher des Comyn begegnet sein, und nachdem er diesen getödtet in dessen Kleidertaschen Briefe gefunden haben, durch welche die Verrätherei Comyns außer Zweifel gesetzt wurde. Wie es

hiermit auch stehen mag, daß diese beiden starkaufgeregten Nebenbuhler bei irgend einem Anlaß in Streit gerathen mußten, liegt nahe genug, und was auch Gegenstand dieses Streits gewesen sein mag: gewiß ist, daß sie in der für ihre Zusammenkunft bestimmten Kirche an einander geriethen, daß Bruce seinen Dolch zog und Comyn dergestalt durchbohrte, daß er auf den getäfelten Boden niedersank. Als Bruce dann bleich und verstört aus der Kirche kam, fragten die ihn erwartenden Freunde, was ihm begegnet sei. Er erwiederte: „ich glaube, ich habe Comyn ermordet". — „Glaubt ihr nur?" erwiederte einer von jenen, „dann will ich es gewiß machen!" Mit diesen Worten ging er in die Kirche und da er Comyn noch lebend traf, durchbohrte er ihn noch mehrere Mal. Und nun erklärte die Parthei, indem ihr wohl inne war, daß der König diese neue Gewaltthat nicht verzeihen werde, Bruce zum König von Schottland. Er wurde zu Scone, obwohl ohne den steinernen Stuhl, gekrönt und pflanzte noch einmal die Fahne der Empörung auf.

Als der König das hörte, wurde er von stärkerem Zorne hingerissen, als er ihn je noch gezeigt. Er ließ den Prinzen von Wales und 270 Jünglinge vom Adel zu Rittern schlagen. — Die Bäume in dem Garten des Temple wurden niedergehauen, um Raum für ihre Zelte zu gewinnen; die Jünglinge durchwachten dem alten Brauch zufolge die ganze Nacht in ihrer Rüstung, einige in der Temple-Kirche, andere in der Westminster-Abtei. Bei der öffentlichen Schmauserei, die hierauf stattfand, schwor der König beim Himmel und bei den beiden mit Netzwerk bedeckten Schwänen, welche seine Spielleute auf den Tisch

gestellt hatten, daß er den Tod des Comyn rächen und den verrätherischen Bruce bestrafen werde. Ja, er ertheilte Angesichts der ganzen Gesellschaft seinem prinzlichen Sohne den Auftrag, die Lösung dieses Gelübdes für den Fall zu übernehmen, daß er vorher das Zeitliche segnen sollte, und seinen Leib nicht zu begraben, bis dies alles geschehen sei. Am folgenden Morgen ritt der Prinz mit den übrigen jungen Rittern nach dem Grenzlande, um dort zum englischen Heere zu stoßen. Der König aber, jetzt schwach und kränklich, folgte in einer Pferdesänfte nach.

Nachdem Bruce eine Schlacht verloren, viele Gefahren und großes Elend ausgestanden, floh er nach Irland, wo er sich den Winter hindurch versteckte. Diesen Winter hindurch beschäftigte sich Eduard damit, die Verwandten und Anhänger von Bruce ergreifen und hinrichten zu lassen. Er schonte weder Jugend noch Alter und zeigte keine Spur von Mitleid, kein Zeichen der Barmherzigkeit. Im folgenden Frühjahr erschien Bruce wieder im Felde und gewann einige Siege. Von beiden Seiten wurde in diesen Gefechten mit furchtbarer Grausamkeit verfahren. So wurden z. B. zwei Brüder von Bruce, die äußerst schwer verwundet in die Hand des Königs fielen, seinen Befehlen gemäß auf der Stelle hingerichtet; und als Bruces Freund Sir Johann Douglas seine Burg Douglas, die an einen englischen Lord gelangt war, wieder erobert hatte, da röstete er die getödteten Leiber der niedergemachten Besatzung an einem großen aus allerlei beweglichen Gegenständen entzündeten Feuer. Diese gräßliche Scene wurde nachher als die Speisekammer des Douglas bezeichnet. Bruce blieb indeß noch fortwährend sieghaft, trieb die Grafen Pembroke und Glou-

cester in die Festung Ayre und fing an, sie dort zu belagern.

Der König, der den ganzen Winter hindurch krank gelegen und die Bewegungen seines Heeres vom Krankenbette aus geleitet hatte, rückte gegen Carlisle vor. Dort ließ er die Sänfte, in welcher er bisher gereist war, als eine dem Himmel dargebotene Gabe in der Cathedrale aufhängen. Dann bestieg er sein Pferd und jetzt zum Letztenmal. Er war bereits 69 Jahre alt und hatte 35 Jahre regiert. Sein Gesundheitszustand war so schlimm, daß er in vier Tagen nicht mehr als sechs englische Meilen vorwärts kam; aber auch selbst jetzt noch rückte er vor und richtete sein Angesicht entschlossen dem Grenzlande zu. Endlich aber, bei dem Dorfe Burgh-upon-Sands, legte er sich nieder. Er drang in die um ihn Versammelten, daß sie dem Prinzen einprägen möchten, das Gelübde seines Vaters in Ehren zu halten und nicht zu ruhen, bevor Schottland gänzlich von ihm unterworfen sein werde. Dann gab er seinen Geist auf.

Siebzehntes Kapitel.

England unter Eduard dem Zweiten.
1307 — 1327.

König Eduard II., der erste Prinz von Wales, war 23 Jahre alt als sein Vater starb. Er hatte als Prinz einen Jüngling aus der Gascogne Namens Piers Gaveston als seinen Liebling begünstigt; allein seinem Vater war diese Wahl in so hohem Grade mißfällig, daß er den Günstling aus England verweisen und den Prinzen Eduard an seinem Sterbebette schwören ließ, ihn niemals zurückkehren zu lassen. Allein kaum hatte der Prinz den Thron bestiegen, als er nach dem Beispiele so mancher anderer Prinzen und Könige die viel zu leichtfertig sich durch Eidesleistungen verpflichtet hatten, sofort seinen Schwur brach und eine Botschaft abfertigte, welche ihm den theuren Freund wieder herbeiholen sollte.

Nun war dieser Gaveston zwar von Gestalt schön genug; aber er war ein leichtsinniger, verwegener und übermüthiger Bursche. Die stolzen englischen Lords verabscheuten ihn nicht blos, weil er eine solche Gewalt über den König hatte und den Hof zu einem Schauplatze von Ausschweifungen machte, sondern besonders auch deshalb, weil er bei den Turnieren besser zu reiten verstand, als sie, und es sich in seiner Frechheit nicht zu viel sein ließ, über ihre Personen sehr schlechte Witze zu machen. So nannte er den einen das alte Schwein, einen andern den Komödianten,

wieder einen andern den Juden; und einen vierten den schwarzen Ardenner-Hund. Diese Witzworte waren zwar so dürftig als möglich, aber sie reizten den Zorn jener Lords auf's Heftigste und der finstre Graf von Warwick, der als der „schwarze Hund" bezeichnet war, that einen Schwur: es werde die Zeit kommen, in welcher Piers Gaveston des schwarzen Hundes Zahn zu empfinden haben solle.

Aber diese Zeit war bis jetzt freilich noch nicht gekommen und schien auch so bald noch nicht kommen zu wollen. Der König erhob Piers zum Grafen von Cornwall und beschenkte ihn mit ungeheurem Reichthum; ja während der König nach Frankreich ging, um die französische Prinzessin Isabella, die Tochter Philipps des Schönen, von welcher man sagte, daß sie die schönste Frau der Welt sei, zu heirathen: da setzte er Gaveston gar zum Regenten des Königreiches ein. Kaum waren indeß die glänzenden Feierlichkeiten seiner Vermählung in der Notre-Dame-Kirche zu Boulogne, bei welcher vier Könige und drei Königinnen zugegen gewesen sind — abgesehen von einer ganzen Schaar von Hofleuten, und unleugbar fehlte es dabei auch nicht an Menschen gemeiner Gesinnung — vorüber gegangen, als er sich bereits wenig oder gar nicht mehr um seine schöne Frau zu kümmern schien. Eduard brannte nur vor Ungeduld, seinen Gaveston wieder um sich zu haben.

Sobald er in England wieder gelandet war, hatte er auf nichts irgendwie Acht; er stürzte angesichts einer großen Menge versammelten Volks in die Arme seines Lieblings, schloß ihn in seine Arme, herzte und küßte ihn, nannte ihn seinen Bruder. Bei der unmittelbar nachher folgenden Krönung erschien Gaveston als der reichste und glänzendste in

der strahlenden Gesellschaft; ihm wurde die Ehre zu Theil, die Krone zu tragen. Dies alles machte die stolzen Lords noch erbitterter als alles frühere; aber auch das Volk verachtete den Günstling und es weigerte sich standhaft, ihn jemals als Grafen von Cornwall anzureden. Wie vielfach jener sich auch bei dem Könige darüber beklagte, und wie oft er ihn auch bat, diejenigen zu bestrafen, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, sie blieben dabei, ihn bloß Piers Gaveston zu tituliren.

Die Barone gaben dem Könige ihre Abgeneigtheit, den Günstling fernerweit dulden zu wollen, so rücksichtslos zu verstehen, daß der König sich genöthigt sah, ihn aus dem Lande zu entfernen. Es kam dahin, daß der Günstling selbst einen Eid leistete (o der unaufhörlichen Eide!) niemals zurückzukehren, und die Barone glaubten ihn bereits in Ungnade verbannt, als sie plötzlich vernahmen, daß er zum Gouverneur von Irland ernannt sei. Aber auch dies war dem bethörten Könige noch nicht genug. Er brachte ihn binnen Jahresfrist nach England zurück und machte sich nicht allein beim Hofe und bei seinem Volke durch diesen thörichten Streich verächtlich, sondern beleidigte auch seine schöne Gemahlin dergestalt, daß sie ihn fortan nie wieder lieb gewann.

Der König hatte jetzt das bei den Königen altherkömmliche Bedürfniß des Geldes, und bei den Baronen stand die neu errungene Befugniß, jede Abgabenerhebung positiv zu verweigern. Er schrieb ein Parlament nach York aus; allein die Barone lehnten es ab, sich zu demselben zu versammeln, so lange der Günstling in seiner Nähe wäre. Darauf schrieb der König ein andres Parlament nach

Westminster aus und schickte Gaveston fort. Dann erschienen die Barone in vollständiger Waffenrüstung und setzten aus ihrer Mitte einen Ausschuß nieder, um den Mißbräuchen im Staatswesen und im Haushalt des Königs zu begegnen. Auf diese Bedingungen hin erhielt Eduard einiges Geld und begab sich unverzüglich mit Gaveston in die Grenzlandschaften. Dort wurde das Geld in unnützem Zeitvertreib und Lustbarkeiten vergeudet, während Bruce sich anschickte, die Engländer aus Schottland zu vertreiben. Wenngleich der alte König einigen Berichten zufolge diesen seinen armen schwachen Sohn durch einen Schwur verpflichtet hatte, seine Gebeine nicht zu begraben sondern sie in einem Kessel rein sieden und vor dem englischen Heere herfahren zu lassen, bis ganz Schottland unterworfen sein würde: es kam jetzt — so ungleich zeigte sich der zweite Eduard dem ersten — dennoch dahin, daß Bruce alle Tage an Stärke und Macht gewann.

Nachdem die Commission der Edlen einige Monate lang sich berathen hatte, erließ sie die Verordnung, daß der König von jetzt an jedes Jahr einmal, und wenn es nöthig wäre, selbst zweimal ein Parlament versammeln solle, während er früher dasselbe nur je nach Belieben ausgeschrieben hatte. Es wurde weiter bestimmt, daß Gaveston noch einmal verbannt werden sollte, und diesmal bei Todesstrafe, wenn er jemals zurückkehre. Die vom Könige vergossenen Thränen blieben ohne allen Erfolg. Er war genöthigt, seinen Liebling nach Flandern zu entlassen. Aber kaum war dieses geschehen, als er mit der niedrigen Verschlagenheit eines sinnlosen Thoren das Parlament auflöste und sich nach dem nördlichen England begab. Dort glaubte er eine

Armee sammeln zu können, um den Edlen entgegen zu treten. Und wieder einmal rief er Gaveston zurück, und überhäufte ihn mit allen Reichthümern und Ehrentiteln, deren die Barone ihn beraubt hatten.

Da nun erkannten die Lords, daß es kein andres Mittel mehr gab, als dem Günstling an das Leben zu gehen. Sie hätten dies den Bedingungen seiner Verbannung zufolge auf gesetzlichem Wege erreichen können, allein sie thaten es, wie ich mit Bedauern berichten muß, auf eine schmachvolle und unwürdige Weise. Zuerst griffen sie den König und Gaveston zu Newcastle unter Anführung des Grafen von Lancaster, Vetters des Königs, an. Allein jene fanden Gelegenheit zur See zu entkommen und der unwürdige König machte sich, da er seinen theuren Liebling Gaveston bei sich hatte, gar nichts daraus, seine liebenswürdige Gemahlin zurückzulassen. Als sie sich so weit sicher fühlten, schieden sie von einander. Der König begab sich nach York, um eine Streitschaar von Truppen zu sammeln und der Günstling schloß sich gleichzeitig in der am Meeresgestade liegenden Festung Scarborough ein. Nichts hätte den Baronen erwünschter sein können, als dies. Sie wußten, daß diese Festung ihnen nicht widerstehen konnte; daher unternahmen sie einen Angriff und nöthigten Gaveston zur Uebergabe. Er ergab sich dem Grafen von Pembroke — es war derselbe Lord, den er früher als „den Juden" bezeichnet hatte — nachdem dieser ihm seine Ehre und sein Ritterwort verpfändet, daß ihm kein Leid geschehen und keine Gewaltsamkeit an ihm verübt werden sollte.

Nun war man mit Gaveston überein gekommen, daß

er nach der Festung Wallingford abgeführt und dort in anständiger Haft gehalten werden sollte. Jene zogen mit ihm bis Dedington, in der Nähe von Bamburn, um in der dortigen Burg ein Nachtlager zu nehmen. Ob nun der Graf von Pembroke seinen Gefangenen dort zurückgelassen hat, indem er wohl wußte was mit ihm geschehen würde; oder ob er ihn ohne Arg zurückließ und, wie er vorgab, nur zum Besuche seiner Gemahlin, die in der Nachbarschaft verweilte, sich entfernt hatte — darauf kommt hier wenig an. Auf jeden Fall war er als Ehrenmann verpflichtet seinen Gefangenen zu schützen. Und dieß hat er nicht gethan. Am andern Morgen wurde der Günstling, während er sich noch im Bette befand, aufgefordert sich anzukleiden und in den Burghof hinabzukommen. Er that das ohne irgend etwas schlimmes zu vermuthen, aber wie erschrak er und wandte sich bleich zurück als er dort starre bewaffnete Männer erblickte! „Ich glaube ihr kennt mich?" sprach zu ihm der Führer dieser Männer, der ebenfalls vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet war: „Ich bin der schwarze Ardennerhund!"

Und jetzt war wirklich der Augenblick gekommen, in welchem Piers Gaveston den Zahn des schwarzen Hundes fühlen sollte. Sie setzten ihn auf ein Maulthier und führten ihn im spöttischen Aufzuge und mit Militairmusik zur Behausung des „schwarzen Hundes", nach Warwick Castle, wo eine stürmische, aus einigen Personen des hohen Adels bestehende Versammlung in Ueberlegung nahm, was mit ihm geschehen solle. Einige waren der Ansicht daß man seiner schonen möge, aber eine laute Stimme — ich möchte beinahe behaupten, daß es das „Gekläff des schwarzen Hun-

des" gewesen — erscholl laut durch den Saal hin: „Ihr habt den Fuchs in eurer Gewalt. Laßt ihn jetzt laufen und ihr werdet wieder etwas zu jagen bekommen." Darauf sprachen sie das Todesurtheil über Gaveston aus. Er warf sich zu den Füßen des Grafen von Lancaster, den er als das „alte Schwein" bezeichnet hatte, aber das „alte Schwein" war eben so blutdürstig als der „schwarze Hund". Man führte ihn auf den lieblichen Weg, der von Warwick nach Coventry führt, an jene Stelle, wo der schöne Fluß Avon fließt, an welchem lange Zeit hernach William Shakspeare geboren wurde und jetzt begraben liegt. Und während diese schöne Landschaft im Glanze eines sonnenhellen Maitages erglänzte, schlugen sie dort das schuldbefleckte Haupt des Günstlings ab und benetzten die Erde mit seinem Blute.

Als diese schwarze That dem Könige hinterbracht wurde, da erklärte er in Kummer und Wuth seinen Baronen einen Krieg ohne Schonung und Erbarmen. Ein halbes Jahr lang waren beide Theile unter den Waffen. Aber dann wurden sie durch die Nothwendigkeit gezwungen ihre Kräfte gegen Bruce zu vereinigen, der die Zeit ihrer Zerwürfnisse trefflich benutzt hatte und jetzt mit einer großen Macht in Schottland sich erhob.

Es lief die Kunde ein, daß Bruce in der Belagerung der Festung Stirling begriffen und der Gouverneur der Festung genöthigt gewesen sei, ihm die Uebergabe zu verpfänden, sofern nicht bis zu einem bestimmten Tage eine Hülfsarmee erscheinen werde. Hierauf erließ der König an seine Edlen und an die Männer ihres Heeres die Einladung sich in Berwick unter seinen Fahnen zu sammeln. Al-

lein die Edlen machten sich so wenig aus dem Könige und vernachlässigten seine Einladung dergestalt, daß der König in Folge der verlorenen Zeit nur einen Tag vor dem bestimmten Termine der Uebergabe die Nähe von Stirling zu erreichen vermochte. Außerdem war seine Streitmacht geringer als er erwartet hatte. Indessen hatte er doch im Ganzen hunderttausend Mann, während Bruce nicht über vierzigtausend zählte; das Heer des Letzteren war jedoch in drei schrägen Reihen fest und sicher auf dem zwischen dem Bannock-Burn oder Bach und den Wällen der Feste Stirling gelegenen Terrain aufgestellt.

Noch an dem Abende der Ankunft des Königs führte Bruce eine tapfere Waffenthat aus, welche die Seelen seiner Krieger mit Muth erfüllte. Ein englischer Ritter, Namens Heinrich von Bohun, erblickte ihn, wie er auf einem kleinen Pferde, mit einer leichten Streitart in der Hand und mit der goldnen Krone auf seinem Haupte, vor seinem Heere hinritt. Dieser englische Ritter mit seinem starken Streitroß, in eisernem Panzer und schwerer Bewaffnung, glaubte Bruce mit dem bloßen Gewicht seiner Rüstung überwältigen zu können: er gab daher seinem Pferde die Sporen, ritt auf jenen los und warf seinen gewaltigen Speer auf ihn. Allein Bruce parirte den Wurf und spaltete mit einem Schlage seiner Streitart den Schädel des Angreifers.

Dies vergaßen die Männer von Schottland nicht als am andern Tage die Schlacht wüthete. Bruce's tapferer Neffe Randolf ritt mit der unter seinem Befehl stehenden kleinen Streitschaar dergestalt mitten in den dichten Haufen einer durch ihren blanken Waffenschmuck im hellen Sonnen-

lichte erglänzenden englischen Streitschaar, daß ihre Reihen zerstoben und sich verloren, als wären sie von der See verschlungen. In diesem Kampfe schlugen sich die Schotten so wacker und richteten ein solches Gemetzel an, daß die Heeresmacht der Engländer in's Wanken gerieth. Dann aber führte Bruce selbst den übrigen Theil seines Heeres heran. Und während die Engländer von ihm hart bedrängt und von Schreck ergriffen wurden, sahen sie auf den Hügeln Schaaren erscheinen, die sie für eine neue im Herannahen begriffene schottische Armee hielten. Es war jedoch in Wirklichkeit nur der Nachtrab, 15,000 an Zahl, dem Bruce den Befehl ertheilt hatte, sich dort zu jener Stunde zu zeigen. Nun machte der Anführer der englischen Reiterei, der Graf von Gloucester, noch einen letzten Angriff um dem Kriegsglücke des Tages eine andere Wendung zu geben. Bruce hatte indeß (wie Johann der Riesentödter in der bekannten Geschichte) auf jenem Terrain tiefe Gruben ausgraben und dieselben mit Rasen und Pfahlwerk leicht überdecken lassen; diese Decke sank unter dem Gewicht jener Pferde unversehens zusammen, so daß Roß und Reisige bei Hunderten in die Gruben hinabstürzten. Die Engländer wurden vollständig auf's Haupt geschlagen, ihre gesammten Schätze, ihre Vorräthe und ihre Kriegsgeräthe fielen den Männern Schottlands in die Hände. So groß war die Zahl der eroberten Wagen und sonstiger mit Rädern versehener Transportwerkzeuge, daß gesagt wurde, sie würden der Länge nach hinter einander aufgestellt, eine fortlaufende Linie von 180 englischen Meilen gebildet haben. Und damit war das Kriegsglück auf eine Zeit lang vollständig zum Vortheil Schottlands umgeschlagen. Niemals war eine

glorreichere Schlacht auf schottischem Grund und Boden gewonnen als diese große Feldschlacht bei Bannockburn.

England wurde hierauf von Seuchen und von Hungersnoth heimgesucht; noch immer lebte der machtlose König mit seinen Lords, die von Verachtung gegen ihn erfüllt waren, in unaufhörlichen Zerwürfnissen. In Irland machten einige von den unruhigen Häuptlingen dem Bruce Anträge, die Regierung ihres Landes zu übernehmen, und Bruce schickte seinen Bruder Eduard hinüber, der dann wirklich auch als König von Irland gekrönt worden ist. Später kam auch Bruce selbst nach um seinen Bruder in den irländischen Kriegen zu unterstützen. Nachdem aber dieser zuletzt geschlagen und getödtet worden war, kehrte jener wieder nach Schottland zurück, wo seine Macht und Stärke noch fortwährend im Wachsthum blieben.

Wie das Verderben des Königs an einem Günstlinge seinen Anfang genommen hatte, so schien es gleicherweise an einem andern Günstlinge seine Endschaft finden zu sollen. Eduard II. war eine zu armselige Kreatur, als daß er überhaupt hätte selbstständig werden können. Sein neuer Günstling war ein gewisser Hugo Le Despenser, Sohn eines Edlen aus altem Geschlecht. Dieser Hugo war zwar ein schöner und tapferer Mann, aber er war der Günstling eines schwachen Königs, um den sich Niemand auch nur im Geringsten kümmerte und dies war eine gefahrvolle, schwer zu behauptende Stellung. Die Edlen verbanden sich gegen ihn, eben weil der König an ihm Gefallen fand; sie bereiteten ihm Nachstellungen, um sowohl ihn als seinen Vater ins Verderben zu stürzen. Indessen hatte der König diesen Günstling mit einer Tochter des verstorbenen Grafen

von Gloucester vermählt und hatte sowohl ihn als seinen Vater mit großen Besitzungen in Wales beschenkt. Jetzt waren beide bemüht, diese Besitzungen auszudehnen, reizten dadurch den Haß eines leidenschaftlichen wallisischen Edelmannes, Namens Johann de Mowbray, und die Erbitterung verschiedener anderer wallisischer Edlen. Es kam so weit, daß diese zu den Waffen griffen, die Burgen der Günstlinge eroberten und sich ihres Landeigenthums bemächtigten. Der Graf von Lancaster hatte Hugo, der ihm verwandt und vormals in bedrängter Lage gewesen war, zuerst an den Hof gebracht; aber nach einiger Zeit glaubte er seine Würde durch die Bevorzugungen und Ehrenstellen, welche jenem zu Theil wurden, beeinträchtigt zu sehen. Daher verband er sich in Gemeinschaft der ihm befreundeten Barone mit den Wallisern, zog gegen London und stellte dem Könige durch einen Herold die Aufforderung: sowohl den Günstling als dessen Vater zu verbannen. Anfangs schien der König unerklärlicher Weise von dem Vorsatze beseelt, Muth zu zeigen und übersandte eine ganz beherzte Antwort. Aber als jene in der Gegend von Holborn und Clerkenwell ein Lager bezogen, und zumal als sie bewaffnet zu einem Parlament in Westminster erschienen, da gab er nach und erfüllte das gestellte Verlangen.

Jedoch schneller als er erwartet haben mochte, lächelte ihm die Wiederkehr seines Triumphes. Die Veranlassung zu diesem Umschwunge war ein ganz zufälliger Umstand. Die schöne Königin war auf einer Reise gegen Abend vor irgend einer der königlichen Burgen angekommen und hatte dort Nachtlager und Unterkunft bis zum folgenden Morgen gefordert. Der Gouverneur dieser Burg — einer jener er-

zürnten Lords — war zufällig abwesend und seine Frau verweigerte der Königin den Zutritt. Daraus entstand dann unter den Gemeinen auf beiden Seiten ein Handgemenge, in welchem einige Leute aus dem Gefolge der Königin getödtet wurden. Obgleich nun das englische Volk von dem Könige gar nichts hielt, entstand dennoch unter ihnen die äußerste Entrüstung darüber, daß seiner schönen Königin in ihren eigenen Besitzungen eine so rohe Behandlung widerfahren war. Der König nahm seinerseits den Vortheil dieser Stimmung bestens wahr; er schritt zu einer Belagerung jener Burg, eroberte sie, und — rief dann die beiden Despenser zurück. Aber kaum war dies geschehen, so gingen die verbündeten Lords mit den Wallisern zu Bruce über. Der König lieferte ihren Truppen bei Boroughbridge eine Schlacht, besiegte sie und brachte eine Anzahl der ausgezeichneteren Personen in seine Gefangenschaft. Unter ihnen den Grafen von Lancaster, der jetzt bereits ein alter Mann, aber dessen Verderben bei dem Könige beschlossen war. Dieser Graf wurde nach seinem Schlosse Pontefract gebracht, dort vor Gericht gestellt und durch einen widerrechtlichen Gerichtshof, der für die Verhandlung dieser Angelegenheit zusammengesetzt wurde, schuldig erklärt. Sogar das Wort zu seiner Vertheidigung wurde ihm versagt. Er wurde verhöhnt und gesteinigt, dann ohne Sattel und Zaumzeug auf einen ausgemagerten Klepper gesetzt, so umhergetrieben und zuletzt enthauptet. Acht und zwanzig Ritter wurden erst erhängt, dann geschleift und zuletzt geviertheilt. Nachdem der König dies blutige Werk vollendet und einen neuen Waffenstillstand auf lange Zeit mit Bruce abgeschlossen hatte, begünstigte er die Despenser in höherem Grade als

je zuvor und ernannte den Vater zum Grafen von Winchester.

Einer der Gefangenen, und ein recht bedeutender, der zu Boroughbridge ergriffen worden war, hatte jetzt das Glück zu entkommen, und dieser gab dem Gange der Dinge eine neue Wendung zum Nachtheil des Königs. Dies war Roger Mortimer, ein zu unaufhörlichem Widerstande entschlossener Gegner, der zum Tode verurtheilt und zu sicherem Verwahrsam in den Tower nach London abgeführt war. Er gab seinen Wächtern eine große Menge Wein zum Besten, in welchen er einen Schlaftrunk gemischt hatte. Während sie sich dann im bewußtlosen Zustande befanden, brach er aus seinem Kerker hervor, erreichte die Küche, kletterte den Schornstein hinauf, ließ sich vom Dache des Gebäudes vermittelst einer Strickleiter hinab, durchschritt die Schildwachen, stieg zum Ufer der Themse hinunter und entkam glücklich in einem Bote an die andere Seite des Stromes, wo eine Anzahl seiner Diener mit einigen von ihnen bereit gehaltenen Pferden ihn erwarteten. Wohlbehalten erreichte Roger darauf den französischen Boden. — In Frankreich herrschte damals Karl der Schöne, Bruder der schönen Königin, der längst auf eine günstige Gelegenheit sann, den König von England anzugreifen. Er nahm dabei zum Vorwande, daß Eduard ihm bei seiner Krönung die gebührende Huldigung zu leisten verfehlt habe. Man kam überein, daß die schöne Königin zur Erledigung des Zerwürfnisses nach Frankreich gehen sollte. Nachdem die Königin in Frankreich angekommen war, schrieb sie an ihren Gemahl: da er durch seine Kränklichkeit verhindert sei, persönlich in Frankreich zu erscheinen, werde es vielleicht am

besten sein, wenn er ihren Sohn, einen jungen damals kaum zwölfjährigen Prinzen, zur Huldigungsleistung an seiner Statt herüberschickte. Sie werde dann in dessen Begleitung unverzüglich wieder zurückkommen. Darauf ging der König leicht ein und entsandte den Prinzen nach Frankreich. Aber nun blieben beide, sowohl er als die Königin, am französischen Hofe zurück, und Roger Mortimer wurde Liebhaber der schönen Königin.

Als darauf König Eduard ein Mal über das andere der Königin schrieb, sie möge zurückkehren: da antwortete diese ihm nicht etwa, daß sie ihn zu sehr verachte, um mit ihm noch irgendwie leben zu können (was doch die Wahrheit gewesen wäre) — sondern sie äußerte nur, daß ihr vor den beiden Despenser bange sei. Kurz: sie richtete ihren Plan nicht nur gegen die Macht der Günstlinge, sondern beschloß die Macht des Königs in ihrem damaligen Bestande zu stürzen und zur Erreichung dieses Zwecks einen Einfall in England zu unternehmen. Sie brachte wirklich eine Schaar von 2000 Mann zusammen und alle dermalen auf französischem Boden verweilende englische Verbannte sammelten sich unter ihren Fahnen. Nach Verlauf eines Jahres landete sie zu Orewell in Suffolk. Mit ihr vereinigten sich auf der Stelle die beiden Brüder des Königs, die Grafen von Kent und von Norfolk, außerdem andre mächtige Edle, zuletzt ging sogar der englische Obergeneral, der gegen ihre Truppen abgeschickt war, mit allen seinen Soldaten auf deren Seite über. Als die Bürger von London diese Nachrichten erhielten, wollten auch sie nichts für den König thun; sie erbrachen den Tower, ließen alle Gefangene los,

setzten deren Kappen auf und jauchzeten der schönen Königin mit Hurrah-Ruf entgegen.

Der König floh in Begleitung seiner beiden Günstlinge nach Bristol und übertrug dort dem alten Despenser die Oberaufsicht über Festung und Stadt, während er selbst sich mit dessem Sohne nach Wales begab. Da nun aber auch in Bristol die Einwohner dem Könige feindlich gesinnt waren und da die Behauptung der Stadt mit einer innerhalb der Mauern durchweg widerstrebenden Bevölkerung unmöglich erschien, sahe sich Despenser genöthigt, sie am dritten Tage zu überliefern. Er wurde dann ohne Weiteres vor Gericht gestellt; man klagte ihn an, verrätherischen Einfluß auf die Seele des Königs geübt zu haben — wobei mir freilich zweifelhaft ist, ob der König überhaupt jemals eine Seele gehabt hat. Despenser war ein ehrwürdiger Greis von mehr als neunzig Jahren, allein sein Alter fand weder Ehrfurcht noch Gnade. Er wurde erhängt, bei lebendigem Leibe aufgeschnitten, und in Stücke zerlegt, die man den Hunden vorwarf. Alsbald wurde auch sein Sohn ergriffen und zu Hereford vor denselben Richter gestellt. Man hielt ihm eine lange Reihe thörichter Anklagen vor; er wurde für schuldig erkannt und mit einer Mütze von Nesseln auf dem Haupte an einem funfzig Fuß hohen Galgen aufgehängt. Beide, sowohl sein bedauernswerther alter Vater als er, waren der finstern Verbrechen, welcher man sie bezüchtigte, nicht schuldig. Das Einzige, was ihnen zur Last gelegt werden konnte, bestand darin: daß sie Freunde eines Königs waren, den sie, wäre er ein schlichter Mann gewesen, keines freundlichen Blickes gewürdigt haben möchten. Unleugbar ist dies eine niedrige Unsittlichkeit, die

zu schlimmeren Vergehungen führen mußte: aber wie viele Lords, wie viele edle und vornehme Herren — und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich hinzufüge, wie manche edle und vornehme Damen — haben sich dessen in England schuldig gemacht und sind doch weder den Hunden vorgeworfen noch funfzig Fuß hoch aufgehängt!

Der unglückliche König flüchtete während dieser ganzen Zeit von einem Orte zum andern, ohne irgend wo einen festen Aufenthalt gewinnen zu können, bis er sich zuletzt überlieferte und nach der Burg Kenilworth abgeführt wurde. Indem er dort sicher untergebracht war, erschien die Königin zu London und berief das Parlament. Und der Bischof von Hereford, der tüchtigste unter ihren Freunden, stellte diese Frage auf: „Was ist jetzt zu thun? Hier saß ein unfähiger, unbeliebter, bedauerlicher König auf dem Throne; sollte es nicht besser sein, ihn zu entfernen und seinen Sohn einzusetzen an seiner Statt?" Ob die Königin bei dieser schlimmen Wendung der Dinge den König wirklich bedauert habe, weiß ich nicht; gewiß ist, daß sie jetzt ein Klaggeschrei erhob. Darauf fuhr der Bischof fort: „Wohlan meine Lords und Herren, welches ist eure Meinung: sollen wir nach Kenilworth hinabsenden um zu sehen, ob Seine Majestät (Gott segne den König und verhüte, daß wir ihn absetzen!) nicht etwa freiwillig abdanken werden?"

Die Lords und Herren hielten diesen Gedanken für gut und so ging eine Deputation aus ihrer Mitte nach Kenilworth ab. Dort trat der König in dem großen Saal des Schlosses in gewöhnlicher Kleidung, in einem schlichten schwarzen Mantel, den Abgesandten entgegen. Als er dann einen Bischof unter ihnen erblickte, fiel er nieder, der arme

schwachsinnige Mann; ein erbarmungswürdiger Anblick! Da traten Einige hinzu und richteten ihn auf. Darauf erschütterte ihn Sir William Trussel, der Sprecher des Hauses der Gemeinen, durch eine furchtbare Rede fast tödtlich: denn er stellte ihm vor, daß er nicht mehr König sei, und daß alle ihm den Gehorsam aufgesagt hätten. Weiter gab ihm Sir Thomas Blount, der königliche Haushofmeister, fast den Rest, indem er auftrat und feierlich seinen weißen Stab zerbrach — eine Ceremonie, die sonst nur bei dem Tode eines Königs üblich war. Nach diesen überwältigenden Scenen fragte man ihn dann: ob er nicht lieber abdanken wolle? — Der König erwiederte, er halte dies für das Beste, was er thun könne. So geschah es denn und am folgenden Tage riefen Jene seinen Sohn zum Könige aus.

Wie sehr wünschte ich die Geschichte dieses Königs mit der Bemerkung schließen zu können, daß er fortan im Schlosse und in den Schloßgärten zu Kenilworth ein harmloses Leben geführt habe viele Jahre hindurch; daß er einen Günstling, daß er Essen und Trinken in Fülle gehabt, und daß ihm unter diesen Umständen nichts zu wünschen übrig geblieben sei. Aber leider sah er sich aufs Kränkendste gedemüthigt. Man schmähte ihn und behandelte ihn verächtlich. Man gab ihm schmutziges Wasser aus Pfützen, wenn er sich rasiren wollte und er weinte dann und erklärte, er müsse reines warmes Wasser haben. Kurz, er fühlte sich in hohem Grade unglücklich. Indem man ihn von einem Schlosse zum andern umherschleppte, je nachdem dieser oder jener Lord sich ihm zu wohlwollend bezeigt hatte, kam er zuletzt nach der Burg Berkeley in der Nähe des Flusses

Severn. Hier fiel er, indem der Lord Berkeley wegen seiner wankenden Gesundheit abwesend war, zwei schwarzen Bösewichtern Namens Thomas Gournay und William Ogle in die Hände.

Eines Nachts — es war am 21sten September 1327 — hörten die Einwohner der nahen Stadt ein fürchterliches Jammergeschrei, welches durch die dicken Wälle der Burg in die finstre tiefe Nacht hinausschallte. Indem sie dadurch auf eine erschütternde Weise aus ihrem Schlaf erweckt wurden, sprachen sie unter einander: „Möge der Himmel dem König gnädig sein; denn jenes Geschrei verkündet, daß ihm in seinem traurigen Gefängniß nichts gutes geschieht!" Am andern Morgen war der König todt. — Nicht zerschlagen, auch nicht zerstochen; überhaupt mit keiner irgend sichtbaren Wunde an seinem Leibe; aber fürchterlich verzerrt in den Gesichtszügen. Später erzählte man sich wohl heimlich: jene beiden Bösewichter Gournay und Ogle hätten seine Eingeweide mit einem glühend heißen Eisen inwendig verbrannt. — Wenn ihr künftig in die Nähe von Gloucester kommt und den Mittelthurm seiner herrlichen Kathedrale mit den vier reichverzierten und hoch in die Lüfte aufsteigenden Zinnen erblickt, dann möget ihr euch erinnern, daß der unglückliche Eduard der Zweite in der ehrwürdigen Abtei jener alten Stadt begraben wurde, nachdem er 43 Jahre alt geworden, und neunzehn Jahr und ein halbes ein vollständig unfähiger König gewesen war.

Achtzehntes Kapitel.

England unter Eduard dem Dritten.
1327 – 1377.

Roger Mortimer, Liebhaber der Königin, welcher wie wir im letzten Kapitel sahen nach Frankreich entkam, war weit entfernt, sich das Schicksal der Günstlinge zur Lehre und Warnung dienen zu lassen. Nachdem er durch den Einfluß der Königin in den Besitz der Güter der beiden Despenser gelangt war, zeigte er sich im höchsten Grade stolz und ehrsüchtig; ja er strebte dahin, der Wirklichkeit nach Herrscher von England zu werden. Allein der junge König, der im 14ten Jahre seines Lebens mit allen herkömmlichen Feierlichkeiten gekrönt war, hatte den Entschluß gefaßt, sich dieß nicht gefallen zu lassen und er trachtete fortan, Mortimer zu verderben.

Auch das Volk war dem Mortimer nicht zugethan: — einmal, weil er ein königlicher Günstling war; zum andern, weil man ihm eine Mitwirkung bei dem Frieden mit Schottland zuschrieb, kraft dessen die erst sieben Jahre alte Schwester des jungen Königs, Johanne, mit dem Sohn und Erben des Robert Bruce, dem nur fünfjährigen David, verlobt worden war. Die Edlen haßten Mortimer seines Stolzes, seiner Reichthümer, seines Einflußes wegen. Sie gingen so weit, gegen ihn unter die Waffen zu treten; indessen wurden sie doch genöthigt, sich ihm zu unterwerfen. Einer von Denen, die dies thaten, der Graf von Kent,

wurde später, als er zu Mortimer und der Königin überging, durch die über ihn verhängte unbarmherzige Behandlung zu einem warnenden Beispiel.

Zuvörderst muß erwähnt werden, daß er nichts weniger gewesen zu sein scheint, als ein weiser alter Graf. Er ließ sich zuerst durch die Helfershelfer des Günstlings und der Königin Glauben machen, der unglückliche König Eduard II. sei nicht wirklich gestorben; und wurde weiter verleitet, in eigenhändigen Briefen die rechtmäßigen Ansprüche desselben auf den Thron anzuerkennen. Dieß wurde dann verrathen, demzufolge die Anklage auf Hochverrath erhoben, und der Graf laut gerichtlichen Erkenntnisses zum Tode verurtheilt. Man brachte den unglücklichen alten Herrn vor die Stadt Winchester und ließ ihn dort drei oder vier Stunden lang angstvoll warten, bis sich endlich jemand fand, der ihm den Kopf abzuschlagen sich bereit erklärte: nämlich ein Sträfling, der sich zum Lohn für seine That die Begnadigung ausbedungen hatte. Nachdem ihm diese zugestanden war, machte er durch Einen Streich dem letzten Harren des Grafen von Kent ein Ende.

Die Königin hatte bei ihrem Aufenthalt in Frankreich eine liebenswürdige und vortreffliche junge Dame Namens Philippa kennen gelernt, welche sie zur Gemahlin für ihren Sohn außerordentlich geeignet glaubte. Bald nach seiner Thronbesteigung nahm der junge König diese Dame wirklich zur Ehe, und ihr erstgebornes Kind war jener Eduard, Prinz von Wales, der — wie wir bald sehen werden — unter dem weltberühmten Namen Eduard der schwarze Prinz hochgefeiert worden ist.

Jetzt schien dem jungen Könige die rechte Zeit zum

Sturze Mortimer's herbeigekommen zu sein. Er berieth sich daher mit dem Lord Montacute über das gegen ihn einzuleitende Verfahren. Zufällig sollte gerade ein Parlament zu Nottingham gehalten werden und der Lord gab seine Ansicht dahin ab, daß es am besten sei, den Günstling Nachts im Schlosse Nottingham, wo er gewiß zu finden sein werde, aufgreifen zu lassen. Aber dies war, wie es gewöhnlich zu sein pflegt, leichter gesagt als gethan; denn die großen Thore des Schlosses wurden um verrätherischen Ueberfällen vorzubeugen jede Nacht verschlossen und die Schlüssel in die obere Etage zur Königin gebracht, welche sie unter ihrem Kopfkissen über Nacht verwahrte. Indeß befand sich im Schlosse ein Gouverneur, und dieser, ein Freund des Lords Montacute, vertraute demselben, daß er einen heimlichen Weg unter der Erde kenne, der von Unkraut und Gestrüpp überwachsen und deshalb unbemerkbar geworden sei. Auf diesem Wege, sagte er weiter, würden die Verschworenen unter dem Schutze der Nacht in das Schloß und dann ohne Weiteres in Mortimer's Zimmer gelangen können. Dieser Mittheilung gemäß benutzten diese eine finstre Nacht, durchschritten den verhängnißvollen Gang, in welchem sie die Ratten erschreckten, die Eulen und Fledermäuse aufscheuchten, und kamen glücklich in den untern Räumen des Schloßthurmes an, wo der König sie in Empfang nahm und unter tiefem Schweigen eine finstre Treppe hinauf führte. Bald hörten sie die Stimmen Mortimers und seiner Freunde, brachen unter einem plötzlich erhobenen Lärmen in das Zimmer ein und nahmen ihn in Haft. Die Königin schrie aus ihrem Schlafgemach: „O mein theurer Sohn schone meines edlen Mortimer!" Aber jene

schleppten ihn gleichwohl fort. Vor dem nächsten Parlament wurde gegen ihn als Anklage geltend gemacht, daß er Zerwürfnisse zwischen dem jungen König und seiner Mutter gestiftet habe. Außerdem beschuldigte man ihn sogar der Theilnahme an dem Tode des Grafen Kent und selbst des letzten Königs. Es zeigt sich hier, was wir so oft und zur Genüge sich wiederholen sahen, daß man in jenen alten Zeiten über die Aufstellung von Anklagepunkten gegen einen Menschen, auf dessen Verderben es einmal abgesehen war, nicht in Verlegenheit kam. Mortimer wurde aller jener Dinge schuldig befunden und kraft des über ihn gesprochenen Urtheils bei Tyburn erhängt. Die Königin Mutter blieb in anständiger Haft bis an das Ende ihres Lebens. Eduard tritt von jetzt an der That nach als König auf.

Sein erstes Beginnen war ein Versuch zur Eroberung Schottlands. Die englischen Lords, welche in Schottland Güter besaßen, hatten auf ihre eigne Hand Krieg angefangen, weil sie durch den letzten Frieden ihre Rechte nicht hinlänglich gewahrt hielten. Sie wählten Eduard, den Sohn des Johann Baliol, zu ihrem Feldherrn, und dieser führte den Krieg sofort mit solchem Nachdruck, daß er in weniger als zwei Monaten das ganze Königreich Schottland gewonnen hatte. Während er in dieser Weise siegreich war, vereinigte sich der König und Parlament mit ihm und er belagerte mit dem Könige in Person die schottische Streitmacht in Berwick. Dort kam dann das ganze schottische Heer den Landsleuten zu Hülfe und es erfolgte eine mörderische Schlacht, in welcher 13,000 Mann getödtet sein sollen. Nach diesen Ereignissen wurde Baliol zum König von Schottland gekrönt und leistete als solcher dem

Könige von England den Huldigungseid. Alle diese Erfolge hatten jedoch nur wenig zu bedeuten, denn nicht lange Zeit verging als sich die Männer Schottlands gegen ihn erhoben; innerhalb zehn Jahren kam David Bruce zurück und nahm sein Königreich wieder in Besitz.

Frankreich war ein bei weitem reicheres Land als Schottland und der König hatte daher viel größere Lust, jenes zu erobern. Somit ließ er Schottland aus den Augen und nahm einen Anspruch auf den französischen Thron kraft des Rechts seiner Mutter zum Vorwande des Kriegs. In Wirklichkeit hatte er freilich einen solchen Anspruch nicht; allein das trug in jenen Zeiten wenig aus. Eduard gewann einige kleine Fürsten und Herrscher für seine Sache und bewarb sich selbst um ein Bündniß mit dem flandrischen Volke, welches in einer thatenreichen und kräftigen Republik vereinigt war, die den Königen nur wenig Ehrfurcht zollte und an deren Spitze ein Brauer stand. Mit den auf diese Weise geworbenen Kräften fiel Eduard in Frankreich ein. Er richtete indeß nur wenig aus; abgesehen davon, daß er sich durch die auf den Krieg verwendeten 300,000 Pfund Sterling in Schulden stürzte. Im folgenden Jahre war er glücklicher und gewann eine große Seeschlacht im Hafen von Sluys. Allein auch dieser Erfolg war nur von kurzer Dauer, denn die Flamländer wurden bei der Belagerung von St. Omer dergestalt von einer plötzlichen Furcht ergriffen, daß sie davonliefen und sowohl ihre Waffen als ihr Gepäck im Stich ließen. Darauf erschien der französische König Philipp mit seiner Armee; und König Eduard, dem an der Entscheidung des Krieges gelegen war, machte jenem den Vorschlag, den Streit entweder durch

einen Zweikampf mit ihm oder durch ein von hundert Rittern auf jeder Seite zu veranstaltendes Gefecht auszugleichen. Der französische König antwortete: er danke für den Vorschlag; er befände sich in seinen jetzigen Verhältnissen ganz wohl und verlange nichts weiter. So wurde dann nach einigen Scharmützeln und Unterhandlungen ein kurzer Friede geschlossen.

Der Friedensstand wurde bald wieder dadurch gebrochen, daß König Eduard die Sache des Grafen Johann von Montford begünstigte. Dieser französische Edelmann behauptete nämlich, einen Anspruch (auf den Thron) dem Könige von Frankreich gegenüber zu haben und bot den Engländern den Lehnseid für die französische Krone an sofern er deren durch englische Hülfe theilhaftig werde. Graf Johann von Montford wurde nun zwar sehr bald von dem Sohne des Königs von Frankreich auf's Haupt geschlagen und in einen Thurm von Paris gefangen gesetzt; allein seine Frau, eine muthige und schöne Dame — man sagte von ihr, sie habe den Muth eines Mannes und das Herz eines Löwen gehabt — versammelte das Volk der Bretagne, in welcher sie sich damals befand, unter ihrem Banner. Sie zeigte ihren kleinen Sohn und wußte die Bitte, daß man sie und ihren jungen Gemahl nicht verlassen möge, den Versammelten auf's Eindrucksvollste an's Herz zu legen. Das Volk wurde bei diesem Aufruf zu hoher Begeisterung entflammt und schaarte sich um ihre Person in der starken Festung Hennebon. Aber hier wurde sie nun nicht allein von Außen durch die Franzosen unter Charles Le Blois belagert, sondern auch innerhalb der Stadt durch einen widerlichen alten Bischof bedrängt, der dem Volke einmal über das andre zu schildern

versuchte, welche Gräuel und Plagen zuerst durch Hunger und dann durch Feuer und Schwerdt seiner warteten, wenn es in seiner Treue beharrte. Aber die edle Dame, der Herz und Kopf niemals versagten, entzündete durch ihr eignes Beispiel den Muth ihrer Krieger. Einem großen General gleich ging sie von einem Posten zum andern, ja sie stieg in voller Waffenrüstung zu Pferde, unternahm von der Festung aus auf einem Nebenwege einen Ausfall, griff das französische Lager an, steckte die Zelte in Brand und verbreitete Unordnung über das ganze Heer. Nach dieser Waffenthat kam sie unangefochten und glücklich nach Hennebon zurück und wurde von den Vertheidigern der Festung, die sie schon verloren geglaubt hatten, mit lautem Jubelgeschrei empfangen. Dann aber trat ein starker Mangel an Lebensmitteln ein und ihre Leute, die sich vom Enthusiasmus nicht erhalten konnten, fingen an muthlos zu werden und von der Uebergabe der Festung zu reden, während der alte Bischof unaufhörlich wiederholte: „ich habe euch ja gesagt daß es so kommen würde!" — Die tapfre Gräfin zog sich in ein Zimmer der oberen Räume ihres Hauses zurück und schaute mit tiefem Kummer auf das Meer hinaus. Von dorther glaubte sie, würde die englische Hülfe kommen und wirklich erblickte sie jetzt in der Ferne die englischen Schiffe, welche ihr Entsatz und Befreiung brachten. Sir Walter Manning, der von Bewunderung ihres Muthes durchdrungene englische Befehlshaber, zog sofort mit seinen englischen Rittern in die Festung ein, veranstaltete dort einen großen Festschmaus, griff hierauf unverzüglich, als geschähe es zum Dessert, die Franzosen an und schlug sie im Triumph aus dem Felde. Hiernach kam er mit

einen Z
Rittern a
gleichen.
den Vor
sen gan
dann nac
kurzer Fr
Der
daß König
ford begü
nämlich, e
Frankreich
Lehnseid f
englische H
wurde nur
von Frank
von Pari
und schön
Muth ein
— versam
damals k
kleinen S
jungen G
Eindruck

freudigsten Stimmung zur Festung
he von einem hohen Thurme herab
kte ihnen aufs herzlichste und küßte

diese edle Frau in einer Seeschlacht
er Höhe von Guernsey aus, wo-
angung anderweiter Hülfstruppen
h England gekommen war. Ihr
auf eine andre Dame seine hin-
var die Gemahlin eines andern
er König auf eine äußerst bar-
te, und die darnach sich auf eine
ise ausgezeichnet hat. Und nun
gekommen, in welcher Eduard,
große Stern des französisch-
llte.

im Monat Juli 1346 mit
gtausend Mann zählenden Ar-
nternehmung des Krieges in
Begleitung befanden sich der
der Ersten des Adels. Er
Normandie und rückte der
Sengen und Brennen an
s vor. Indessen erwartete
ner ganzen Heeresmacht
so geschah es zuletzt,
26. August 1346, auf
des kleinen französischen
französischen Königs von
tand. Obgleich der fran-

versuchte, welche Gräuel und Plagen zuerst durch Hunger und dann durch Feuer und Schwerdt seiner warteten, wenn es in seiner Treue beharrte. Aber die edle Dame, der Herz und Kopf niemals versagten, entzündete durch ihr eignes Beispiel den Muth ihrer Krieger. Einem großen General gleich ging sie von einem Posten zum andern, ja sie stieg in voller Waffenrüstung zu Pferde, unternahm von der Festung aus auf einem Nebenwege einen Ausfall, griff das französische Lager an, steckte die Zelte in Brand und verbreitete Unordnung über das ganze Heer. Nach dieser Waffenthat kam sie unangefochten und glücklich nach Hennebon zurück und wurde von den Vertheidigern der Festung, die sie schon verloren geglaubt hatten, mit lautem Jubelgeschrei empfangen. Dann aber trat ein starker Mangel an Lebensmitteln ein und ihre Leute, die sich vom Enthusiasmus nicht erhalten konnten, fingen an muthlos zu werden und von der Uebergabe der Festung zu reden, während der alte Bischof unaufhörlich wiederholte: „ich habe euch ja gesagt daß es so kommen würde!" — Die tapfre Gräfin zog sich in ein Zimmer der oberen Räume ihres Hauses zurück und schaute mit tiefem Kummer auf das Meer hinaus. Von dorther glaubte sie, würde die englische Hülfe kommen und wirklich erblickte sie jetzt in der Ferne die englischen Schiffe, welche ihr Entsatz und Befreiung brachten. Sir Walter Manning, der von Bewunderung ihres Muthes durchdrungene englische Befehlshaber, zog sofort mit seinen englischen Rittern in die Festung ein, veranstaltete dort einen großen Festschmaus, griff hierauf unverzüglich, als geschähe es zum Dessert, die Franzosen an und schlug sie im Triumph aus dem Felde. Hiernach kam er mit

seinen Rittern in der freudigsten Stimmung zur Festung zurück; die Gräfin, welche von einem hohen Thurme herab ihre Thaten gesehen, dankte ihnen aufs herzlichste und küßte sie alle der Reihe nach.

Später zeichnete sich diese edle Frau in einer Seeschlacht mit den Franzosen auf der Höhe von Guernsey aus, wohin sie auf ihrer zur Erlangung anderweiter Hülfstruppen unternommenen Reise nach England gekommen war. Ihr hoher Muth übte auch noch auf eine andre Dame seine hinreißende Wirkung: dies war die Gemahlin eines andern französischen Großen, den der König auf eine äußerst barbarische Weise ermordet hatte, und die darnach sich auf eine nicht weniger großartige Weise ausgezeichnet hat. Und nun war die Zeit nahe herbeigekommen, in welcher Eduard, Prinz von Wales, als der große Stern des französisch-englischen Krieges glänzen sollte.

Der König schiffte sich im Monat Juli 1346 mit einer im Ganzen gegen dreißigtausend Mann zählenden Armee zu Southampton zur Unternehmung des Krieges in Frankreich ein. In seiner Begleitung befanden sich der Prinz von Wales und einige der Ersten des Adels. Er landete zu La Hogue in der Normandie und rückte der Sitte jener Zeiten gemäß unter Sengen und Brennen an dem linken Seineufer aufwärts vor. Indessen erwartete ihn der französische König mit seiner ganzen Heeresmacht am rechten Ufer des Stromes, und so geschah es zuletzt, daß Eduard am Sonnabend, den 26. August 1346, auf einer ansteigenden Ebene jenseits des kleinen französischen Dörfchens Crecy dem Heer des französischen Königs von Angesicht zu Angesicht gegenüber stand. Obgleich der fran-

zösische König eine ungeheure Armee hatte — sie war der englischen um mehr als das achtfache überlegen — entschloß sich Eduard dennoch, den Ausschlag einer entscheidenden Schlacht, welches derselbe auch sein möchte, unverzögert herbeizuführen.

Der junge Prinz von Wales stand an der Spitze der ersten Division der englischen Armee und hatte die Grafen von Oxford und von Warwick an seiner Seite. Zwei andre mächtige Grafen führten die zweite Division; die dritte wurde vom Könige in Person angeführt. Als der Morgen dämmerte nahm der König das Sacrament und wohnte der Betstunde bei; dann bestieg er das Pferd und ritt mit einem weißen Stabe in der Hand von einer Compagnie zur andern und von einem Gliede zum andern, indem er sowohl die Offiziere als auch die gemeinen Soldaten aufmunterte und anfeuerte. Darauf ließ sich das ganze Heer zum Frühstück nieder, und dies geschah in der Weise, daß jeder Mann auf derselben Stelle, auf welcher er gestanden hatte, sich niedersetzte; und so blieben sie alle ruhig sitzen, während ihre Waffen schlagfertig zur Hand blieben.

Darauf rückte der französische König mit seiner ganzen gewaltigen Kriegsmacht gegen sie heran. Das Wetter war trübe und ungestüm; eine Sonnenfinsterniß verdüsterte das Tageslicht; dazu kam ein von furchtbaren Regengüssen begleitetes Gewitter; die Vögel des Himmels flogen unter unheimlichem Geschrei über den Häuptern der Soldaten dahin. Ein Hauptmann der französischen Armee gab seinem Könige, der nichts weniger als heiter gestimmt war, den Rath, die Schlacht bis auf den folgenden Morgen zu verschieben. Der König nahm diesen Rath an und erließ den

Befehl, Halt zu machen. Aber sei es, daß seine Schaaren dies nicht verstanden; sei es, daß sie dem übrigen Theil des Heeres voran zu sein begehrten: genug sie drangen dessenungeachtet vorwärts. Die Wege waren auf eine weite Strecke hin dicht bedeckt von diesem unermeßlichen Heereszuge und von den aus den Dörfern ihnen sich anschließenden Bauern, welche ihre kunstlosen Waffen schwangen und einen gewaltigen Lärm erhoben. Diese Umstände hatten zur Folge, daß das Anrücken des französischen Heeres mit der größesten Verwirrung verbunden war. Die französischen Großen hatten ihre Mannschaft in lauter einzelnen Haufen; jeder führte seine Leute wie es ihm beliebte und Jeder belästigte die Männer der anderen französischen Großen.

Der König verließ sich mit besonderer Zuversicht auf ein großes Corps Genuesischer Armbrustschützen. Sobald er erkannte, daß der Beginn der Schlacht sich nicht mehr aufhalten lasse, ertheilte er ihnen den Befehl, sich vor der Spitze des Heeres aufzustellen und das Gefecht zu eröffnen. Sie ließen das Schlachtgeschrei einmal, dann wiederholt, und zuletzt zum dritten Mal erschallen um die englischen Bogenschützen zu erschrecken. Allein diese hätten ihr Schlachtgeschrei dreitausend Mal hören können, ohne daß es ein einziges Mal Eindruck auf sie gemacht hätte. Zuletzt gingen die Armbrustschützen eine kleine Strecke vorwärts und fingen an ihre Bolzen zu verschießen. Aber nun ließen die Engländer einen solchen Hagel von Pfeilen auf sie herein fliegen, daß die Genuesen in aller Eile die Flucht ergriffen. Ihre Armbrust wurde wegen der Schwere nicht allein lähmend beim Tragen, sondern sie erforderte auch eine Handhabe beim Aufziehen, mithin einen gewissen Zeitauf-

wand beim Laden; die Engländer ihrerseits konnten dagegen ihre Pfeile fast eben so schnell abschießen als dieselben dahinflogen.

Als der französische König sah, wie die Genuesen sich zur Flucht wandten, rief er seinen Leuten zu, diese Feiglinge die nur Schaden anrichteten statt ihre Pflicht zu thun, zu Boden zu schlagen; und dieß vermehrte noch die Verwirrung. Inzwischen fuhren die englischen Bogenschützen fort, rascher als jemals mit ihren Geschossen zu wirken. Die französischen Ritter und Soldaten wurden zu Tausenden niedergestreckt, eine Anzahl behender Kriegsleute der englischen Armee — es waren die Männer aus Cornwall und Wales — krochen an dem Boden dahin um die Niedergestreckten mit großen Messern vollends zu tödten.

Um diese Zeit befand sich der Prinz mit seiner Heeres-Abtheilung in einer so großen Bedrängniß, daß der Graf von Warwick eine Depesche an den König abschickte, um von dem Monarchen, der die Schlacht von einer Windmühle aus beobachtete, eine Verstärkung durch Hülfstruppen zu erbitten.

Als der König diese Botschaft empfing, fragte er: „ist mein Sohn erschlagen?"

„Nein, Majestät, das verhüte Gott!" entgegnete der Böte.

„Ist er verwundet?" fragte der König weiter.

„Nein Majestät."

„Ist er zu Boden geworfen?" fragte der König weiter.

„Nein Majestät auch das nicht; aber er ist sehr hart bedrängt." —

Darauf sprach der König: „Wohlan! gehet wieder zu

denen, die euch abgeschickt haben und saget ihnen, ich werde keine Hülfstruppen senden, denn ich habe mein Vertrauen darauf gesetzt, daß der Prinz sich heute als ein tapferer Ritter erweisen werde, und ich sei entschlossen, ihm die Ehre eines großen Sieges mit Gottes Hülfe ungeschmälert zu überlassen."

Als diese kühnen Worte dem Prinzen und seiner Heeresabtheilung überbracht wurden, belebte sich ihr Muth von Neuem. Sie kämpften nun tapferer als je zuvor. Der König von Frankreich griff mit seinen Kriegsleuten noch zu mehreren Malen tapfer an; aber ohne Erfolg. Als die Nacht einbrach, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet, und die Ritter und Edlen, welche in der Frühe desselben Tages ihn zahlreich und dicht umgaben, waren jetzt vollständig zerstreut. Zuletzt führten ihn einige der wenigen Begleiter, welche ihm zur Seite geblieben waren, mit Gewalt aus dem Felde, denn er wollte sich nicht freiwillig zurückziehen. Sie flüchteten mit ihm nach Amiens. Die siegreichen Engländer aber zündeten ihre Wachtfeuer an und erlustigten sich auf dem Schlachtfelde. Der König ritt seinem tapfern Sohn entgegen, umarmte und küßte ihn unter dem Ausrufe: daß er ruhmvoll gekämpft, sich des Tages und der Krone würdig erwiesen habe. Es war bereits Abend geworden und doch hatte König Eduard noch keinen vollständigen Ueberblick des Sieges, den er gewonnen hatte. Aber am nächsten Tage ergab sich, daß elf Prinzen, 1200 Ritter und 30,000 Mann gemeine Soldaten von französischer Seite das Schlachtfeld bedeckten. Unter ihnen war der König von Böhmen, ein alter blinder Herr; als man diesem erzählte, daß sein Sohn in der Schlacht verwundet

sei und keine Kriegsmacht gegen den Schwarzen Prinzen Stand zu halten vermöge, rief er zwei Ritter zu sich, ritt mit seinem Pferde in ihre Mitte, faßte die drei Zäume zusammen und stürzte sich so in das englische Heer, wo er auf der Stelle erschlagen wurde. Auf seinem Federbusche trug er drei weiße Straußenfedern mit dem Motto „ich dien". Zur Erinnerung jenes berühmten Tages eignete sich der Prinz von Wales diesen Helmbusch mit dem Motto zu und die Prinzen von Wales haben beides beibehalten bis auf den heutigen Tag.

Fünf Tage nach jener großen Schlacht fing der König an Calais zu belagern. Diese seitdem auf ewig denkwürdige Belagerung dauerte fast ein Jahr lang. Um die Einwohner auszuhungern erbaute König Eduard so viele hölzerne Häuser zur Unterkunft seiner Truppen, daß ihre Quartiere wie ein zweites Calais ausgesehen haben sollen, welches rings um das alte Calais plötzlich wie aus dem Boden hervorschoß. In den ersten Zeiten der Belagerung trieb der Gouverneur die sogenannten „unnützen Mäuler", ungefähr 1700 Personen, Männer und Frauen, Jung und Alt, aus der Stadt. König Eduard ließ diese Ausgetriebenen nicht nur ungefährdet durch seine Linien ziehen, sondern er gab ihnen auch zu essen und versah sie sogar mit Geld. In den späteren Zeiten der Belagerung war er indessen nicht mehr so barmherzig: er ließ 500 andre, die später vertrieben wurden, in Hunger und Elend umkommen. Zuletzt wurde die Besatzung so hart bedrängt, daß sie sich mit einem Briefe an den König Philipp wandte und ihm berichtete: sie hätten bereits alle Pferde, alle Hunde, alle Ratten und Mäuse, die in der Festung zu finden gewesen,

verzehrt; werde der König sie jetzt nicht entsetzen, so müßten sie entweder den Engländern sich ergeben oder einander verzehren. Philipp machte auch wirklich einen Versuch, den Bedrängten Hülfe zu schicken, aber sie waren von dem englischen Kriegsheere dergestalt eingeschlossen, daß dieser Versuch mißlang und der König sich genöthigt sah, die Festung ihrem Schicksal zu überlassen. So kam es zuletzt dahin: daß sie die englische Flagge aufsteckte und sich dem König Eduard übergab. „Bestellet eurem General," kündigte dieser den demüthigen Abgeordneten an, die aus der Stadt zu ihm kamen — „daß ich sechs der angesehensten Bürger barfüßig und in bloßem Hemde mit Stricken um den Hals hieher geschickt zu sehen verlange und lasset diese sechs Männer die Schlüssel der Festung und der Stadt mitbringen."

Als der Gouverneur von Calais eine solche Botschaft dem Volke auf dem Marktplatz eröffnete, entstand ein allgemeines Weinen und Verzweiflung. Dann aber trat ein ehrenwerther Bürger, Namens Eustace de St. Pierre, auf und sagte: wenn die sechs verlangten Männer nicht geopfert würden, so werde die ganze Bevölkerung als das Opfer fallen; um deswillen biete er sich als den ersten an. Durch dies glänzende Beispiel angefeuert erhoben sich noch fünf andre angesehene Bürger einer nach dem andern, indem sie sich erboten, zur Rettung der Uebrigen einzutreten. Der Gouverneur war zu schwer verwundet, als daß er hätte gehen können; er bestieg daher ein jämmerliches altes Pferd, welches nicht mit verzehrt worden war, und gab diesen wackern Männern das Geleit bis zum Thore, während das ganze Volk noch klagend, weinend und trauernd folgte.

Eduard empfing die Abgeordneten mit tiefem Zorne

und gab den Befehl, alle sechs Männer zu enthaupten. Sir Walter Manny trat als Bittender für sie auf; allein vergebens. Dann aber fiel die edle Königin auf ihre Knie und bat den König flehentlich, die Männer ihr zu übergeben. Der König antwortete „Ich wollte, du hättest sonst etwas erbeten. Aber abschlagen kann ich es dir nicht." Darauf ließ sie die Männer angemessen kleiden, ihnen ein Gastmal bereiten und entsandte sie wieder mit einem schönen Geschenk zur größten Freude des ganzen Lagers. Hoffentlich hat das Volk von Calais um der edlen Mutter willen die Tochter lieb behalten, welche sie bald nachher gebar.

Jetzt kam jene fürchterliche Plage, die aus dem Herzen von China herübergebrachte Pest, nach Europa. Sie raffte die unglücklichen Menschen, — insonderheit Arme — in einer so entsetzlich großen Anzahl hinweg, daß berichtet wird, in England sei die Hälfte der Einwohner daran gestorben. Außerdem tödtete sie eine sehr beträchtliche Menge Rindvieh. Der arbeitsfähigen Menschen blieben so wenig am Leben, daß kaum der Boden hinlänglich von ihnen bestellt werden konnte.

Nach diesen Zeiten gingen acht Jahre unter Zögern und Wortgefechten dahin. Aber dann schritt der Prinz von Wales mit einer Armee von 60,000 Mann zu einem neuen Angriff gegen Frankreich. Er durchzog den südlichen Theil des französischen Gebiets, indem er überall, wohin er kam, brannte und plünderte. Gleichzeitig führte sein Vater, der König, den schottischen Krieg auf seine eigne Hand und auf gleiche Weise in Schottland. Allein die Schotten haben ihm, als er auf seinem Rückzuge aus ihrem Lande in Ver-

legenheit und Bedrängniß gerieth, seine Grausamkeiten mit Wucher vergolten.

Inzwischen war der französische König Philipp im J. 1350 gestorben und sein Sohn Johann in der Regierung gefolgt. Der Schwarze Prinz — er führte diesen Namen von der Farbe der Waffenrüstung, welche er trug, um seine schöne Gesichtsfarbe zu heben — fuhr fort, in Frankreich zu sengen, zu brennen und zu zerstören, bis König Johann sich zu entschiedenem Widerstande erhob. Der Schwarze Prinz war in seinem Feldzuge so grausam verfahren, und die französischen Bauern hatten so schwer gelitten, daß er auf keine Weise weder im Guten, noch für Geld, noch durch Furcht vor Todesstrafe irgend eines Menschen habhaft werden konnte, der ihm mitgetheilt hätte, was der französische König that oder wo er sich befand. Auf diese Weise geschah es denn, daß er zu seiner größten Ueberraschung plötzlich in der Nähe der Stadt Poitiers auf die Truppen desselben stieß und völlig unversehens die ganze umliegende Gegend von einer ungeheuren französischen Armee besetzt fand. „Gott helfe uns!“ rief der Schwarze Prinz aus, „jetzt müssen wir unser möglichstes thun.“

Unter diesen Umständen traf der Prinz, dessen Heer bereits bis auf 10,000 Mann zusammengeschmolzen war, an einem Sonntag Morgen — es war am 18. September 1356 — seine Vorbereitungen, um dem französischen Könige, der an Reiterei allein 6000 Mann hatte, eine Schlacht zu liefern. Während er in voller Beschäftigung war, kam ein Cardinal aus dem französischen Lager herangeritten, der den König Johann überredet hatte, sich zu Friedensbedingungen mit dem Prinzen herbeizulassen und den Versuch zu

machen, ob sich nicht auf dieser Weise das Vergießen des christlichen Bluts vermeiden lasse. „Bei meiner Ehre" sprach der Prinz zu diesem edlen Priester „und bei der Ehre meines Heeres, ich werde alle nur mögliche Bedingungen eines billigen Abkommens stellen". Er erbot sich: alle Städte, alle Festungen und alle Gefangenen herauszugeben und zu schwören, daß er binnen sieben Jahren keinen Krieg gegen Frankreich unternehmen wolle. Aber Philipp wollte von keiner andern Bedingung hören, als nur dieser: daß der Prinz sich mit einhundert seiner vornehmsten Ritter zu Gefangenen ergeben sollte. Da wurden die Unterhandlungen abgebrochen. Der Prinz sagte mit aller Ruhe: „Möge Gott das Recht schützen; morgen werden wir schlagen."

Demgemäß rüsteten sich die beiden Heere am Montag Morgen bei Tagesanbruch zum Kampfe. Die Engländer hatten eine feste Stellung eingenommen, welche nur mittelst einer schmalen, von beiden Seiten durch Hecken eingefaßten Gasse die Möglichkeit eines Angriffs darbot. Daher griffen die Franzosen auf diesem Wege an; allein sie wurden von den englischen Pfeilen aus dem Hinterhalt der Verzäunung so übel empfangen, daß sie sich zum Rückzug genöthigt sahen. Darauf wurden sie von sechshundert englischen Bogenschützen, die das französische Heer im Rükken anfielen und ihre Pfeilgeschosse dicht und schwer auf sie regnen ließen, rings umgangen. Dieß brachte die französischen Ritter in Verwirrung. Sie verließen ihre Fahnen und stoben nach allen Seiten hin auseinander. Da sprach Sir John Chandos zu dem Prinzen: „Reitet vorwärts edler Prinz dann wird der Tag euch gehören! Der König von Frankreich ist ein so muthvoller Herr, daß ich

überzeugt bin, er wird nicht fliehen, sondern in eure Gefangenschaft gerathen." Darauf antwortete der Prinz: „Laßt die englischen Fahnen vorrücken im Namen Gottes und des heiligen Georg!" und jene schritten vorwärts bis sie mit dem französischen Könige, der mit seiner Streitart im heftigsten Kampfe begriffen war, in's Handgemenge geriethen. Der König sah sich jetzt von allen seinen Edlen verlassen; nur sein jüngster Sohn Philipp, der erst sechszehn Jahre alt war, blieb ihm noch treu zur Seite. Vater und Sohn fochten auf's tapferste. Als aber der König, der bereits zweimal im Gesicht verwundet war, zuletzt zu Boden geworfen wurde, da blieb ihm keine Wahl mehr: er ergab sich einem verbannten französischen Ritter, indem er diesem zum Zeichen solches Entschlusses den Handschuh seiner rechten Hand überreichte.

Der schwarze Prinz zeigte sich eben so edelmüthig als tapfer. Er lud seinen königlichen Gefangenen in seinem Zelte zum Mittagsessen ein und wartete ihm bei Tische auf. Als sie späterhin in einem glänzenden Aufzuge zu Pferde in London ankamen, saß der französische König auf einem schönen gelbweißen Rosse und der Prinz ritt an seiner Seite einen kleinen Pony. Dieß alles war nun zwar sehr gut, aber doch meiner Meinung nach, nebenbei auch ein wenig theatralisch und man hat ihm diese Ehrenerweisungen höher angerechnet als sie verdienten. Insbesondere möchte ich glauben, daß er dem König von Frankreich die größte Güte erzeigt haben würde, wenn er es hätte über sich gewinnen können, ihm die Schaustellung vor dem Volke ganz zu ersparen. Auf der andern Seite darf man aber nicht vergessen, daß dergleichen Kundgebungen der Höflichkeit im

Laufe der Zeit viel beigetragen haben, die Kriegsgräuel zu mildern und die Leidenschaften der Eroberer zu zügeln. Es ist lange lange Zeit darüber hingegangen bis die gemeinen Soldaten von dem wohlthätigen Einflusse solcher Handlungen der Etikette berührt wurden. Aber zuletzt ist dieß gleichwohl erfolgt, und auf diese Weise wäre es gar wohl denkbar, daß arme Soldaten, welche in der Schlacht bei Waterloo oder in irgend einer andern großen Schlacht die Bitte um Quartier erhoben, ihr Leben mittelbar Eduard dem Schwarzen Prinzen zu verdanken haben.

In jener Zeit stand auf dem Strand (einer Straße in London) ein Palast, den man den Savoy nannte, und der damals dem gefangenen König von Frankreich und seinem Sohne zum Aufenthalt angewiesen wurde. Nachdem darauf auch der König von Schottland auf elf Jahre in die Gefangenschaft des Königs Eduard gerathen war, kann man sagen, daß jetzt sein Triumph einigermaßen vollständig gewesen ist. Die schottische Angelegenheit erledigte sich dahin, daß der Gefangene unter dem Titel „Sir David, König von Schottland" freigegeben und zur Bezahlung eines bedeutenden Lösegeldes verpflichtet wurde. Durch den Zustand von Frankreich wurde England zur Aufstellung härterer Friedensbedingungen ermuthigt. Dort war nämlich das Volk gegen die unaussprechlichen Grausamkeiten und Rohheiten seines Adels in voller Bewegung und der Adel erhob sich seinerseits gegen das Volk. Von allen Seiten wurden die entsetzlichsten Unthaten begangen und jene Erhebung der Bauern, welche mit dem Namen der „Jaquerie" bezeichnet wurde, hat Schrecken und Haß in einem solchen Maße erregt, daß ihre Nachwirkungen selbst jetzt kaum ganz

wieder vergessen werden konnten. Zuletzt wurde ein Vergleich unter der Bezeichnung des „großen Friedens" zu Stande gebracht, kraft dessen der König Eduard sich verpflichtete den größeren Theil seiner Eroberungen heraus zu geben; wogegen König Johann innerhalb sechs Jahren ein Lösegeld von drei Millionen Goldkronen zahlen sollte. Wegen Annahme dieser Bedingungen wurde ihm von seinem Adel und seinen Höflingen — obgleich diese ihm doch zu günstigeren Bedingungen auf keinen Fall hätten verhelfen können — so hart zugesetzt, daß er aus freien Stücken in seinen alten Gefängnißpalast zurückgekehrt und dort bis an sein Lebensende geblieben ist.

In jener Zeit herrschte in Castilien ein Fürst, den man Peter den Grausamen genannt hat. Er verdiente diesen Beinamen mit vollem Rechte, da er, abgesehen von vielen andern Grausamkeiten, sogar verschiedene Mordthaten begangen hatte. Dieser liebenswürdige Monarch wurde um seiner Verbrechen willen von seinem Throne verjagt und er hatte sich nach der Provinz Bordeaux gewandt, wo der Schwarze Prinz um jene Zeit sich aufhielt. Der Prinz war mit Peter verwandt geworden, indem er kürzlich dessen Cousine Johanne, eine schöne Wittwe geheirathet hatte. Daher bezeigte er sich gegen Peter, als dieser seine Hülfe in Anspruch nahm bei weitem glimpflicher, als ein solcher Missethäter es seitens eines so ruhmvollen Fürsten würdig gewesen wäre. Er gab den schönen Versprechungen des Vertriebenen nur zu leicht Gehör, sagte ihm seinen Beistand zu und ließ dann einige unruhige und ungezügelte Schaaren, die sich in seinem und seines Vaters Heer befanden, und unter der Bezeichnung „freie Compagnons" dem fran-

zösischen Volke auf eine Zeit lang als eine wahre Pest galten, insgeheim den Befehl, jenem Pedro zu Hülfe zu kommen. Der Prinz stellte sich in Person an die Spitze dieses Hülfsheeres und begab sich nach Spanien, um Pedro auf seinen Thron wieder einzusetzen. Kaum war dieses jedoch erreicht, als sich Pedro — und was hätte wohl natürlicher erfolgen können! — wieder in seiner ganzen niedrigen Gesinnung zeigte, indem er sein Wort ohne den mindesten Anflug von Scham brach und sämmtliche dem Schwarzen Prinzen geleistete Versprechungen auf's Schnödeste verletzte.

Nun hatte es den Prinzen eine beträchtliche Summe Geldes gekostet, den Unterhalt der Kriegsmacht für diesen blutdürstigen König zu bestreiten. Als er daher nach Bordeaux zurückgekehrt war, fühlte er sich nicht allein in Folge seiner Unpäßlichkeit, sondern auch seiner tiefen Verschuldung wegen in äußerstem Mißbehagen und fing an zur Befriedigung seiner Gläubiger die französischen Unterthanen mit drückenden Abgaben zu belasten. Diese wandten sich beschwerend an den französischen König Karl; der Krieg brach wiederum aus; und die französische Stadt Limoges fiel, obgleich sie vom Prinzen in hohem Grade begünstigt worden war, an den französischen König ab. Darauf verhängte der Prinz über jene französische Provinz, deren Hauptstadt Limoges war, eine schreckliche Verwüstung; er brannte, plünderte und mordete in der alten leidigen Weise; versagte den gefangenen Männern, Weibern und Kindern, die er in ganz unschuldigen Städten ergriffen hatte, jeden Pardon, während er gerade jetzt der Gnade des Himmels so dringend bedurfte. Denn sein Befinden war so übel, daß er sich in seiner Sänfte tragen lassen mußte. Indeß lebte er

noch lange genug um nun in sein Vaterland zurückkehren und der Gunst des Volkes und des Parlaments sich erfreuen zu können. Er starb am Trinitatis-Sonntage des Jahres 1376 im Alter von 46 Jahren.

Die ganze Nation betrauerte ihn als den glorreichsten und geliebtesten Prinzen, den sie jemals gehabt. Unter den heißesten Wehklagen wurde er in der Cathedrale zu Canterbury begraben. Das Grabdenkmal mit seinem Bilde in Stein, welches ihn in seiner alten schwarzen Rüstung auf dem Rücken liegend darstellt, ist neben dem Grabe Eduard des Bekenners bis auf den heutigen Tag zu sehen. Ein altes Panzerhemd, ein Helm und ein paar Handschuhe hängen an dem danebenstehenden Pfeiler und die meisten Leute gefallen sich in dem Glauben, daß diese Stücke vormaleinst von dem Schwarzen Prinzen getragen wurden.

König Eduard überlebte seinen berühmten Sohn nicht lange. Er war bereits alt geworden, als es einer gewissen Alice Perrers, einer schönen Dame, gelang, ihn noch in seinen alten Tagen dermaßen in sich verliebt zu machen, daß er ihr keinen Wunsch abschlug und sich sogar lächerlich machte. Sie verdiente seine Liebe oder — was von ihr unverkennbar viel höher gehalten wurde — die Juwelen der verstorbenen Königin, die er ihr neben andern reichen Geschenken gab, nur im geringen Grade. Am Morgen seines Todestages nahm sie noch mit eigener Hand den Ring von seinem Finger und überließ den Sterbenden obenein den raubsüchtigen Händen ihrer diebischen Dienerschaft. Nur ein edler Priester blieb dem Könige treu und harrte bei ihm aus bis zu seinem letzten Athemzuge.

Abgesehen von den großen Siegen, deren ich gedachte

und durch welche König Eduard der Dritte auf immer berühmt geworden ist, ist seine Regierung in einer besseren Weise durch die Zunahme an Baudenkmalen und besonders durch die Erbauung des Schlosses Windsor denkwürdig geworden. In noch besserer Weise aber durch das Auftreten Wickliffe's. Dieser Mann, der eigentlich nur ein armer Pfarrpriester war, hat sich mit einer bewunderswerthen Kraft und mit großem Erfolge für die Aufgabe geopfert, den Ehrgeiz und die Verderbniß des Papstthums, und der ganzen Kirche deren Haupt der Papst war, zur Anschauung zu bringen.

Außerdem wurden einige jener Flamländer für den Entschluß gewonnen, während dieser Regierung nach England herüber zu kommen und sich in Norfolk nieder zu lassen, wo sie bessere wollene Kleider verfertigten als die Engländer jemals vorher gehabt hatten. Auch der Hosenbandorden (in seiner Weise etwas sehr schönes aber doch gewiß nicht so wichtig für die Nation als gute Kleider) hat seinen Ursprung in dieser Zeit. Der König soll ihn während eines Balles auf das Strumpfband einer Dame geheftet und dabei gesagt haben: Honi soit qui mal y pense („Ein Schelm sei, wer Böses dabei denkt"). Wie nun die Hofleute in der Regel gern nachahmten was der König sagte oder that, so hat ein ganz gewöhnliches Ereigniß zur Stiftung des Hosenbandes Veranlassung gegeben und ihn zu einem großen Ansehen erhoben. So wird die Geschichte erzählt.

Neunzehntes Kapitel.

England unter Richard dem Zweiten.

1377 — 1399.

Richard, Sohn des schwarzen Prinzen, ein elfjähriger Knabe wurde, unter dem Namen König Richard der Zweite, Erbe der Krone. Die ganze englische Nation war um seines tapfern Vaters willen zu seiner Bewunderung gestimmt. Die Herren und Damen am Hofe erklärten ihn für den schönsten, weisesten und besten selbst unter den Prinzen, welche von den Herren und Damen am Hofe im Allgemeinen für die schönsten, weisesten und besten Menschen erklärt werden. Dergleichen Schmeicheleien, wie sie dem armen Knaben in einer solchen niedrigen Weise dargeboten sind, waren in der That kaum geeignet seine guten Seiten zur Entwickelung zu bringen; sie haben für ihn einen keineswegs guten oder glücklichen Ausgang herbeigeführt.

Der Herzog von Lancaster, Onkel des jungen Königs — man nannte ihn gewöhnlich Johann von Gaunt, weil er zu Gent geboren war, welches Wort der englischen Aussprache zu Folge in jener Form erscheint — wurde des Strebens nach dem Throne verdächtigt; allein, da er beim Volke nicht beliebt war, die Erinnerung an den schwarzen Prinzen dagegen fortwährend beim Volke in großer Gunst stand, unterwarf er sich seinem Neffen.

Der Krieg mit Frankreich war noch immer unbeendet, denn der englischen Regierung fehlte das erforderliche Geld

um die Ausgaben zu bestreiten, welche durch denselben veranlaßt werden mußten. Daher wurde die Auskunft beliebt, von dem Volke die sogenannte Poll-Abgabe, welche während der letzten Regierung zuerst aufgekommen war, zu erheben. Diese Abgabe betrug für jede Person des Königreichs, welche das vierzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte jährlich drei Groats (oder drei Vierpfennigstücke) und sowohl Männer als Frauen waren ihr unterworfen. Die Geistlichen wurden etwas höher besteuert und nur Bettler waren ganz von ihr frei.

Es würde überflüssig sein zu wiederholen, daß die gemeinen Leute lange Zeit unter schwerem Druck gelitten haben. Sie waren damals noch blos Sklaven der Herren des Landes, in welchem sie lebten und wurde bei sehr vielen Gelegenheiten hart und ungerecht behandelt. Allein in dem Volk entwickelte sich eben jetzt bereits alles Ernstes der Entschluß, diese Schwere des Drucks nicht ferner zu ertragen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die französischen Aufstände, deren ich im letzten Kapitel gedachte, das Volk in diesem Entschlusse noch bestärkt und ermuthigt haben.

Die Einwohner von Essex erhoben sich gegen die Poll-Taxe und tödteten einige Regierungsbeamte, von welchen sie grausam behandelt worden waren. Zu gleicher Zeit betrat einer jener von Haus zu Haus gehenden Abgabenerheber zu Dartford, in der Grafschaft Kent, die Hütte eines gewissen Wat, der seines Gewerbes ein Ziegelbrenner (tyler oder tiler) war, um von ihm die Taxe für seine Tochter einzufordern. Zufällig war die Mutter allein zu Hause und diese erklärte, daß die Tochter noch nicht vierzehn Jahr alt sei. Wie bereits ähnliche Beispiele in verschiedenen Theilen

Englands vorgekommen waren, so zeigte auch dieser Abgabenerheber einen rohen Ungestüm: er schämte sich nicht die Tochter des Wat Tyler mit einer höchst brutalen Frechheit zu beschimpfen. Darüber erhoben Tochter und Mutter ein entsetzliches Geschrei; der Ziegelbrenner Wat, welcher zufällig ganz in der Nähe beschäftigt war, stürzte in voller Hast zur Stelle und that, was jeder ehrenhafte Vater bei so schmerzvoller Aufreizung gethan haben würde. Er streckte den Steuerbeamten mit einem Schlage zu Boden.

Und nun erhob sich die Bevölkerung der Stadt plötzlich wie Ein Mann, und ernannte Wat Tyler zu ihrem Anführer. Mit ihr vereinigten sich die Einwohner von Essex unter einem Priester Namens Jack Straw; einen anderen Priester, Johann Ball, befreiten sie aus dem Gefängnisse zu Maidstone. Je weiter sie kamen desto mehr wuchs ihre Zahl. Bald rückten sie, ein gewaltiger ungeordneter Heerhaufen armer Männer, gegen Blackheath heran. Es ist behauptet worden, daß sie alles Eigenthum aufzuheben und vollständige Gleichheit für alle Menschen einzuführen gestrebt hätten. Mir scheint es nicht wahrscheinlich, daß sie so weit gegangen sind. Denn sie hielten die Reisenden auf den Landstraßen an und ließen sie schwören, dem Könige Richard und dem Volke treu zu sein. Außerdem zeigten sie keine Neigung diejenigen, welche den höheren Ständen angehörten lediglich dieses Umstandes wegen gewaltthätig zu behandeln, sofern sie ihnen nicht anderweit Unrecht zugefügt hatten. Als die Mutter des Königs auf dem Wege zu ihrem jungen Sohn, der seiner Sicherheit wegen im Tower zu London untergebracht war, es nicht vermeiden konnte, das Lager von Blackheath zu berühren, wurde ihr lediglich

die Anforderung gestellt einige Männer von schmutzigem Antlitz und mit rauhen Bärten zu küssen, die auf diese unbequeme Weise ihre Ergebenheit gegen das Königthum an den Tag legten. Als dieß geschehen war, entließ man sie vollkommen ungefährdet und wohlbehalten. Am folgenden Tage rückte die ganze Masse auf die Londoner Brücke los.

In der Mitte dieser Brücke befand sich damals eine Zugbrücke, welche auf Anordnung des Bürgermeisters Walworth aufgezogen war, damit jene Massen nicht in die Stadt kommen möchten. Sie verbreiteten indessen unter den Bürgern eine solche Furcht, daß die Zugbrücke wieder niedergelassen wurde, und ergossen sich jetzt mit gewaltigem Lärmen durch die Straßen dahin. Sie erbrachen die Thüren der Gefängnisse, verbrannten die Papiere des Lambeth-Palastes, zerstörten den Palast des Herzogs von Lancaster, den Savoy am Strand, der als das schönste und glänzendste Gebäude Englands angesehen wurde; sie legten ferner die Bücher und Urkunden im Temple in Flammen, und machten einen fürchterlichen Tumult. Viele dieser Excesse wurden in der Trunkenheit begangen, indem die Bürger, welche wohl versehene Keller besaßen, dieselben jenen Massen nur zu freiwillig öffneten um ihr übriges Eigenthum zu retten. Aber selbst in ihrer Trunkenheit suchten die Aufrührer jeden Diebstahl fern zu halten. Sie entwickelten in dieser Beziehung einen so angelegentlichen Eifer, daß sie einen Menschen, der im Savoy-Palaste eine silberne Schale genommen und unter seinem Brusttuch versteckt hatte, mit jener Schale und allem was er sonst bei sich trug im Strome ertränkten.

Der junge König war bereits, ehe es noch zu diesen Excessen kam, von ihnen zur Unterhandlung aufgefordert,

allein sowohl er als die ihn umgebenden Personen waren von jenem wild daher brausenden Geschrei dergestalt erschreckt, daß sie sich mit stürmischer Eile in den Tower zurückzogen. Dieß erhöhte die Verwegenheit der Aufrührer. Sie zogen nun in voller Zügellosigkeit wieder ab, schlugen alles nieder, was sich nicht in demselben Augenblicke für König Richard und das Volk erklären wollte und brachten von den beim Volke unbeliebten Personen — denn von diesen setzten sie voraus, daß sie ihre Feinde sein müßten — alle diejenigen um, deren sie irgend habhaft werden konnten. So verbrachten sie den Tag unter vielen Gewaltthätigkeiten und erließen dann eine Aufforderung an den König, mit ihnen zu Mile-end zusammen zu treffen um den von ihnen gehegten Wünschen Gehör zu schenken.

Dorthin strömten die Aufrührer dann in einer Anzahl von 60,000 zusammen, und als der König vor ihnen erschien wurden ihm in friedlicher Weise folgende vier Bedingungen vorgelegt. Die erste: daß weder sie noch ihre Kinder, noch irgend einer ihrer Nachkommen ferner zu Sklaven gemacht werden sollten; — zweitens: daß die Landrente künftig auf einen bestimmten Geldbetrag festgesetzt und nicht mehr wie bisher in Dienstleistungen abgearbeitet werden sollte; — drittens: daß ihnen die Freiheit zugestanden würde auf allen Märkten und öffentlichen Plätzen zu kaufen und zu verkaufen wie andere freie Menschen; — viertens: daß ihnen für frühere Vergehen Begnadigung zu Theil werde. Diese gesammten Vorschläge enthielten doch wahrhaftig nichts unbilliges oder unvernünftiges! Der junge König nahm in hinterlistiger Absicht die Miene an als sei er damit einverstanden, und dreißig Schreiber wur-

den die ganze Nacht beschäftigt, um die betreffende Urkunde zu Papier zu bringen.

Wat Tyler wünschte nun aber freilich mehr als dieß; sein Verlangen ging auf die vollständige Abschaffung der Forstgesetze. Er war bei der Versammlung zu Mile-end nicht zugegen gewesen, sondern hatte, während dieselbe stattfand, einen Einbruch in den Tower zu London ausgeführt und sowohl den Erzbischof als den Schatzmeister erschlagen, deren Köpfe am vorhergehenden Tage das Volk unter lautem Geschrei verlangt hatte. Ja er und seine Männer durchstachen mit ihren Schwertern das Bett der Prinzessin von Wales, während sie sich selbst in demselben befand, um die Gewißheit zu erlangen, daß keiner ihrer Feinde darin versteckt sei.

In dieser Weise trieben es Wat und seine bewaffneten Männer fort und fort, indem sie die Stadt rings umritten. Am nächsten Morgen erschien der König mit einem kleinen Gefolge von etwa 60 Edelleuten — unter ihnen war auch der Bürgermeister Walworth — zu Pferde in Smith-Field und gewahrte ganz in der Nähe Wat mit seinem Volkshaufen. Da sagte Wat zu seinen Leuten: „dort ist der König; ich werde mich aufmachen um mit ihm zu sprechen und ihm unsere Wünsche vorzutragen".

Wat ritt schnurstracks auf den König zu und fing ein Gespräch mit ihm an: „König," sagte er, „siehst Du dort drüben wohl alle meine Leute?"

„Ei!" antwortete der König, „wie so?"

„Je nun! weil sie mir alle zu Gebote und Befehl stehen," fuhr Wat fort „und geschworen haben zu thun was ich von ihnen verlange."

Nun soll Wat einigen Berichten zufolge nach diesen Worten mit seiner Hand dem Könige in die Zügel gegriffen haben; andere dagegen erzählen, daß man ihn in jenem Augenblicke mit seinem Dolche spielen sah; und ich will meinerseits gern glauben, daß Wat sich im Gespräch mit dem Könige zwar als ein rauher und heftiger Mann, wie er es in der That war, gezeigt hat, ohne jedoch etwas weiteres zu unternehmen. Auf jeden Fall war Wat keines Angriffes gewärtig und auf keinen Widerstand vorbereitet, als der Bürgermeister Walworth die nichts weniger als heldenmüthige That ausführte, sein kurzes Schwert zu ziehen und es jenem in die Kehle zu stoßen. Wat sank vom Pferde herab und einer aus der Umgebung des Königs gab ihm schnell den Rest. So ist Wat Tyler gefallen.

Niedrige Schmeichler und Schmarotzer haben sein Ende als einen gewaltigen Triumph betrachtet und ein Jubelgeschrei angestimmt, welches hin und wieder bis auf unsere Tage sein Echo fand, allein Wat war ein Arbeiter, der unter der Last seines rauhen Tagewerks vieles erduldet hatte, und aufs schändlichste beschimpft war; und es ist gar wohl möglich, daß er als Mensch eine edlere Natur und von bei weitem achtungswertherem Sinne gewesen ist, als irgend einer jener Schüsselfreunde und Schmarotzer, die, sei es zu jener Zeit, sei es in späteren Zeiten, über sein Erliegen gefrohlockt haben.

Als man Wat stürzen sah, da spannten seine Männer auf der Stelle ihre Bogen um seinen Fall zu rächen. Hätte der junge König in jenem gefahrvollen Augenblick seine Geistesgegenwart nicht gehabt, so würden beide, er sowohl als der Bürgermeister, mit Tyler ein gleiches Loos

erfahren haben. Aber der König ritt vor die Massen hin und rief ihnen entgegen, Tyler sei ein Verräther gewesen; er (der König) werde nun ihr Führer sein. Darüber wurden jene dermaßen überrascht, daß sie in einen lauten Beifallsruf ausbrachen und dem jungen Könige nachzogen bis er zu Islington von einer starken Mannschaft Soldaten in Empfang genommen wurde.

Das Ende dieses Aufstandes war hiernach, wie es gewöhnlich zu sein pflegt. Sobald der König sich sicher fühlte widerrief er alles was er versprochen und vernichtete alles was er gethan hatte. Ueber ungefähr 1500 Aufrührer (meistens in der Grafschaft Essex) wurde ein strenges Gericht gehalten und die Hinrichtungen wurden mit großer Grausamkeit vollzogen. Viele wurden an den Galgen aufgehängt und dort dem Landvolke zum abschreckenden Beispiele hängen gelassen. Als es hierbei vorgekommen war, daß theilnehmende Freunde hie und da die Leichname der Hingerichteten abgenommen hatten, um sie zu verbrennen; befahl der König, die noch übrigen mit Ketten zu befestigen. Daher entstand dann der grausame Gebrauch, die Verbrecher in Ketten aufzuhängen. Im Ganzen macht bei diesen Ereignissen die Hinterlist des Königs einen so beklagenswerthen Eindruck, daß meines Erachtens Wat Tyler in der Geschichte ohne Vergleich unter jenen Beiden als der redlichere und ehrenwerthere Mann erscheint.

Richard war jetzt sechszehn Jahr alt geworden, und wurde der vortrefflichen Prinzessin Anna von Böhmen vermählt, welche gewöhnlich die „gute Königin Anna" genannt wurde. Sie wäre eines besseren Gemahls würdig gewesen, denn der König war in Folge der Schmeicheleien und lob-

preisenden Huldigungen ein zweizüngiger, verschwenderischer ausschweifender und schlechter Fürst geworden.

Zu dieser Zeit gab es zwei Päpste (als ob einer noch nicht genug gewesen wäre!) deren Zänkereien unter einander in Europa mannichfache Verwirrungen anrichteten. Dazu kam, daß Schottland noch im unruhigen Zustand war; und daß auch im Inlande allenthalben Eifersucht und Mißtrauen, Ränke und Gegenränke ihr Wesen trieben. Denn der König fürchtete den Ehrgeiz seiner Verwandten, seines Onkels des Herzogs von Lancaster, und wie der Herzog mit seiner Parthei das Widerspiel des Königs hielt, so hatte auch der König seine eigene Parthei dem Herzog gegenüber. Diese Verwickelungen wurden nicht vermindert, als der Herzog nach Castilien abging um seine Ansprüche auf die Krone des castilischen Königreichs zu verfolgen. Denn jetzt trat dem König der Herzog von Glocester, ein anderer seiner Oheime, entgegen; und dieser wußte es bei dem Parlamente dahin zu bringen, daß vom Könige die Abdankung seiner Lieblingsminister verlangt ward. Nun gab zwar der König anfangs zur Antwort, daß er durch solche Menschen sich nicht bestimmen lassen werde, auch nur den geringsten Küchenburschen aus seinem Dienst zu entfernen; — allein es war bereits die Zeit gekommen, daß das Wort eines Königs dem entschiedenen Willen des Parlaments gegenüber nur wenig zu bedeuten hatte. Richard wurde zuletzt genöthigt, sich zu fügen und zu einer neuen Regierung des Königreiches unter einer Commission von vierzehn auf ein Jahr ernannten Edlen seine Zustimmung zu geben. An der Spitze jener Commission stand sein Onkel der Her-

zog von Gloucester und von ihm wurden thatsächlich alle Mitglieder derselben ernannt.

Nachdem dies alles so geschehen war, erklärte der König, sobald er die günstige Gelegenheit ersehen zu haben glaubte: daß diese Maßregeln gar nicht in seinem Sinn und daß sie ganz und gar ungesetzmäßig wären; und er wußte die Richter heimlich dahin zu bringen, daß sie eine Erklärung dieser Art unterschrieben. Allein das Geheimniß wurde bald verrathen und der Vorgang kam zur Kenntniß des Herzogs von Gloucester. Der Herzog von Gloucester trat denn an der Spitze eines Heeres von 40,000 Mann dem Könige bei seinem Einzuge in London entgegen, um ihn zur Anerkennung seiner Amtsgewalt zu zwingen. Der König befand sich ihm gegenüber in einer rathlosen Lage. Seine Günstlinge und Minister wurden zur Haft gebracht und ohne Erbarmen hingerichtet. Unter ihnen waren zwei Männer, welche das Volk mit sehr verschiedener Seelenstimmung betrachtete. Einer von ihnen, der Oberrichter Robert Tresilian war verhaßt, weil er den sogenannten „blutigen Umgang" zur richterlichen Untersuchung der Theilnehmer am Aufstande aufgebracht hatte; der andere Sir Simon Burley, ehrenwerther Ritter, war ein inniger Freund des schwarzen Prinzen und Gouverneur des Königs gewesen. Die edle Königin versuchte sogar kniefällig vom Grafen von Gloucester das Leben dieses Mannes zu erbitten, allein Gloucester fürchtete und haßte ihn; — ob mit oder ohne Grund mag dahin gestellt bleiben. Er entgegnete der Königin: wenn ihr die Krone ihres Gemahles werth wäre, dann würde sie besser thun nicht mehr zu bitten. Und dieß alles geschah unter einem Parlamente, welches von manchen

das „bewunderungswerthe" von anderen dagegen mit besserem Grunde das „unbarmherzige" Parlament genannt wurde.

Aber auch Gloucesters Macht sollte nicht auf immer dauern. Er behielt sie nur noch etwa ein Jahr hindurch, in dieses Jahr fällt die berühmte Schlacht von Otterbourne, welche in der alten Ballade von Chevy Chase besungen wird. Als dieß Jahr um war, sprach der König inmitten einer großen Versammlung, indem er sich plötzlich an Gloucester wandte: „Oheim! wie alt bin ich?" — „Eure Hoheit" antwortete der Herzog „stehen im zwei und zwanzigsten Jahre". Darauf erklärte der König: „da ich so alt bin, werde ich meine Regierungsgeschäfte selbst leiten! ich bin euch, meine edlen Lords, für eure Dienste, die ihr mir geleistet sehr verpflichtet, allein ich bedarf deren weiter nicht. Der König gab dieser Erklärung Folge: er ernannte einen neuen Kanzler und einen neuen Schatzmeister und kündigte dem Volke an, daß er die Regierung nunmehr in seine Hand genommen habe. Acht Jahre lang behielt er sie ohne Widerstand. Während dieser ganzen Zeit trug er sich in seinem Herzen mit dem Entschlusse, an seinem Oheim Gloucester dereinst Rache zu nehmen.

Im weiteren Fortgange der Zeit starb die edle Königin und der König, der sich zum zweitenmal zu vermählen wünschte, eröffnete seinen hohen Räthen, daß er die Prinzessin Isabella von Frankreich, Tochter Carls des Sechsten, zur Gemahlin zu nehmen entschlossen sei. Diese Prinzessin war nach dem Ausspruche der französischen Hofleute ein Ideal von Schönheit und Verstand, ja eine ganz außerordentliche Wundererscheinung — obgleich nur sieben Jahr

alt. Die Mitglieder des hohen Raths waren über diese Angelegenheit ganz getheilter Ansicht, allein die Verbindung kam dennoch wirklich zu Stande und hat den Frieden zwischen England und Frankreich auf ein viertel Jahrhundert gesichert. Den Ansichten des englischen Volkes war sie gleichwohl sehr zuwider. Der Herzog von Gloucester ließ eine solche Gelegenheit sich beim Volke beliebt zu machen, nicht unbenutzt; er eiferte mit starken Worten gegen die Vermählung und dieß erweckte in dem Könige den Entschluß, jener Rachsucht, die er so lange genährt hatte, endlich Befriedigung zu bieten.

Eines Tages erschien der König mit einer heiteren Gesellschaft vor dem Wohnsitze des Herzogs von Gloucester vor Pleshey-Castle in der Grafschaft Essex. Der Herzog, der nichts arges vermuthete, ging ihm in den Schloßhof entgegen um den königlichen Besuch zu empfangen. Während darauf der König mit der Herzogin im freundlichen Gespräch begriffen war, wurde ihr Gemahl der Herzog in aller Ruhe ergriffen, hinweggeführt, nach Calais eingeschifft und in dem dortigen Castell gefangen gehalten. Seine Freunde die Grafen von Arundel und Warwick wurden auf dieselbe hinterlistige Weise verhaftet, darauf zunächst in ihren Castellen festgehalten und nach Verlauf einiger Tage zu Nottingham des Hochverraths angeklagt. Der Graf von Arundel wurde verurtheilt und enthauptet, der Graf von Warwick dagegen nur verbannt. Hierauf ließ man dem Gouverneur von Calais durch einen Boten eine Zuschrift einhändigen, welche den Befehl enthielt, den Herzog von Gloucester herüberzuschicken, damit über ihn Gericht gehalten würde. Der Bote kam aber nach drei Tagen mit

der Antwort zurück, daß dem überbrachten Befehl nicht Folge zu geben stehe, da der Herzog von Gloucester im Gefängniß gestorben sei. Jetzt wurde der Herzog für einen Verräther erklärt, sein Eigenthum wurde für den König konfiscirt, ein wirkliches oder vorgebliches Bekenntniß, welches er einem der Civilrichter im Gefängniß geleistet hatte oder geleistet haben sollte, wurde gegen ihn zur Vorlage gebracht und damit hatte diese Angelegenheit ein Ende. Auf welche Weise der unglückliche Herzog gestorben sei? — dieß zu erfahren hatte nur für sehr wenige Personen Interesse. Ob er wirklich eines natürlichen Todes gestorben ist, ob er sich selbst entleibt hat, oder ob er auf Befehl des Königs entweder erdrosselt oder (wie ein Diener des Gouverneurs Namens Hall später aussagte) zwischen zwei Betten erdrückt worden sei, darüber fehlt jeder Aufschluß. Daß er auf die eine oder andere Weise auf Befehl seines Neffen umgebracht worden, kann kaum einem Zweifel unterworfen sein. Unter denjenigen Edlen, die bei diesen Angelegenheiten eine hervorstechende Thätigkeit übten, war der Vetter des Königs Heinrich Bolingbroke, den der König zum Herzog von Hereford erhoben hatte um einige alte Familienstreitigkeiten zu beseitigen; außer ihm einige andere, die in diesen Tagen der Familien-Verschwörungen sich nicht weniger hatten zu Schulden kommen lassen, als jener Herzog, den sie jetzt verdammten. Allem Anscheine nach muß es ein verderbtes Geschlecht gewesen sein; allein in solchen Tagen waren Menschen dieser Art am Hofe leicht zu finden.

Das Volk zeigte sich unzufrieden über alle diese Vorgänge und war noch immer von großem Verdruß über

die französische Heirath erfüllt. Die Edlen sahen, wie wenig der König sich um das Gesetz kümmerte und wie hinterlistig er verfuhr; sie fingen daher an, für ihre eigne Sicherheit einigermaßen besorgt zu werden. Das Leben des Königs war ein Leben unausgesetzter Schmausereien und ungesetzlicher Handlungen. Sein ganzer Hofhalt war bis zu dem gewöhnlichsten Diener herab aufs Kostbarste gekleidet und an seinen Tafeln haben den Berichten zufolge täglich bis zu 10,000 Personen geschwelgt. Die Person des Königs war von einem Corps von 12,000 Bogenschützen umgeben. Durch eine Wollsteuer, welche das Haus der Gemeinen ihm auf Lebenszeit bewilligt hatte, im Besitz reicher Einkünfte, erblickte er keine Gefahr, die seiner Machtvollkommenheit und Unumschränktheit jemals hätte drohen können, und war so hochfahrend und übermüthig, als ein König nur immer sein konnte.

Indessen hatte Richard in den Personen der Herzöge von Hereford und von Norfolk zwei seiner alten Feinde unbeseitigt gelassen. Schon war er jedoch entschlossen, dieser beiden ebensowenig zu schonen als der übrigen. Daher knüpfte er mit dem Herzog von Hereford ins Geheim eine Unterhandlung an, in Folge deren dieser vor dem hohen Rathe erklärte: der Herzog von Norfolk habe, als er vor Kurzem in der Nähe von Brentford mit ihm geritten sei, verrätherische Aeußerungen gethan; er habe unter Anderm gesagt, daß er den Eiden des Königs nicht trauen könne; (und dies hätte in der That glaube ich Niemand gekonnt!) um dieser Verrätherei Willen erhielt der Herzog von Hereford Begnadigung; der Herzog von Norfolk dagegen wurde aufgefordert, sich zu seiner Vertheidigung zu stellen. Als

er diesem Befehl nachzukommen ablehnte und erwiederte, sein Ankläger sei ein Lügner und Verräther, da wurden nach dem Gebrauche jener Zeiten beide Herzöge in Haft gebracht, um die Wahrheit demnächst durch einen Wettkampf zu Coventry zur Entscheidung zu bringen. Es wurde bei diesem Wettkampf nämlich vorausgesetzt, daß der Siegende recht gehabt haben müßte: eine sinnlose Voraussetzung, die doch am Ende auf nichts anderes hinauslief als auf die Annahme, daß ein starker Mann niemals im Unrechte sein könne. Für den bevorstehenden Wettkampf wurde nun eine große Festlichkeit vorbereitet; unter großem Schaugepränge und Waffenprunke strömte eine gewaltige Menschenmasse zusammen und die beiden Kämpfer waren so eben im Begriff, ihre Lanzen gegen einander einzulegen, als der König — er hatte in einem Pavillon Platz genommen, um den Kampf recht genau beobachten zu können — plötzlich den in seiner Hand befindlichen Heroldstab hinabwarf und die Ausführung des Kampfes untersagte. Dem Ausspruch des Königs gemäß wurde verfügt, daß der Herzog von Hereford auf zehn Jahre und der Herzog von Norfolk auf Lebenszeit verbannt sein solle. Der Herzog von Hereford begab sich nach Frankreich und dort blieb er. Der Herzog von Norfolk unternahm eine weite Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande. Er ist später gebrochenen Herzens zu Venedig gestorben.

Von dieser Zeit an schritt der König rascher und übermüthiger als bisher auf seiner Bahn fort. Der Herzog von Lancaster, Vater des verbannten Herzogs von Hereford, war bald nach der Abreise seines Sohnes gestorben; und obgleich der König in aller Förmlichkeit genehmigt hatte, daß sein Sohn die Erbschaft des väterlichen Eigen-

thums antreten sollte, im Falle der Vater während seiner Verbannung stürbe: so bemächtigte er sich dennoch ohne Weiteres mit räuberischer Hand jenes Besitzthums. Die Richter fürchteten den König so sehr, daß sie sich selbst entehrten und einen solchen Diebstahl für recht- und gesetzmäßig erklärten. Die Habsucht des Königs kannte keine Grenzen mehr. Unter einem nichtigen Vorwande erklärte er auf einmal siebzehn Grafschaften der Acht verfallen, aus keinem andern Grunde, als um durch Geldstrafen sich in Besitz von Geldmitteln zu bringen. Kurz, er vollbrachte schmachvolle Handlungen nach Möglichkeit, und obgleich selbst seine schmeichlerischen Günstlinge ihm zuraunten, daß Unzufriedenheit und Murren überwiegend zu werden drohten, nahm er dennoch so wenig auf die Stimmung seiner Unterthanen irgend wie Rücksicht, daß er gerade in jener Zeit, wo alles auf der Spitze stand, England verließ um einen Feldzug gegen Irland zu unternehmen.

Kaum hatte er aber den englischen Boden verlassen und den Herzog von York zum Regenten während seiner Abwesenheit bestellt, als sein Vetter Heinrich von Hereford von Frankreich herüber kam, um die Eigenthumsrechte geltend zu machen, deren er auf eine so höchst ungesetzmäßige Weise beraubt worden war. Mit ihm verbanden sich auf der Stelle die beiden mächtigen Grafen von Northumberland und von Westmoreland. Bei dieser Wendung der Dinge wurde der zum Regenten ernannte Oheim des Königs inne, daß die Stimmung des Volks dem Könige feindlich sei. Während die Abneigung der Armee, gegen Heinrich einzuschreiten, sehr unzweideutig hervortrat, begab er sich mit dem königlichen Heere nach Bristol zurück. Hein-

rich aber rückte von Yorkshire, wo er gelandet war, an der Spitze eines Heeres gegen London heran, indem er jenen zu erreichen suchte. Beide ließen dann ihre Streitkräfte zusammenstoßen — auf welche Weise dieß geschah, ist nicht vollständig aufgeklärt — und rückten gegen Bristol-Castle vor, nach welchem die junge Königin von den Edelleuten abgeführt war. Nachdem man die Uebergabe der Burg erzwungen, wurden jene drei Edelleute auf der Stelle niedergestoßen. Der Regent blieb dort und Heinrich rückte nach Chester vor.

Während dieser ganzen Zeit hatte das ungestüme Wetter die Verbindung mit Irland dergestalt abgeschnitten, daß zuerst keine Kunde dieser Ereignisse an den König gelangen konnte. Sobald er aber nachher die Nachrichten derselben erhielt, schickte er den Grafen von Salisbury herüber. Dieser landete zu Conway, sammelte die Walliser um sich und harrte volle zwei Wochen der Ankunft des Königs. Nachdem diese Frist verstrichen war, zeigten sich die Walliser, wie sie vielleicht von Anfang an nicht besonders eifrig für den König gestimmt gewesen waren, vollständig in ihren Sympathieen erkaltet und kehrten in ihre Heimath zurück. Als der König endlich vor der Küste ankam, hatte er zwar eine ganz vortreffliche Streitmacht bei sich, allein seine Soldaten hatten keinen Sinn für seine Sache und suchten schnell das Weite. Indem der König jetzt voraussetzte, daß die Walliser noch zu Conway versammelt wären, verkleidete er sich als Priester und begab sich in Gesellschaft seiner Brüder und einiger weniger Personen, welche ihm noch anhingen, nach jenem Orte. Aber er fand die Walliser nicht mehr dort; — nur Salisbury mit 100 Soldaten war noch zurückgeblieben. In dieser verzweifelten Lage

stellten die beiden Brüder des Königs, Exeter und Surrey, das Erbieten: sie wollten Heinrich aufsuchen, um ihn über den Zweck seiner Unternehmung auszuforschen. Indem sie dieß ausführten, wurde Surrey, der treu zu Richard hielt, ins Gefängniß geworfen; Exeter hingegen, der hinterlistig war, riß das königliche Losungszeichen, den Hirsch, von seinem Schilde und nahm dafür die Rose, das Losungszeichen Heinrichs an. Nach diesen Vorgängen konnte der König über die Absichten Heinrichs nicht mehr zweifelhaft sein und er hatte nicht mehr nöthig, Boten abzuschicken um sich deren zu vergewissern.

Der herübergekommene König ritt in dieser verlassenen Lage, von allen Seiten eingeengt und vom Hunger gedrückt, hierhin und dorthin — von einer Burg zur andern — um Lebensmittel zu erlangen. Alles war vergebens; er fand deren keine. Er ritt verzweifelt nach Conway zurück und überlieferte sich dort dem von Heinrich abgeschickten Grafen von Northumberland, dem äußern Scheine nach um über Bedingungen zu unterhandeln, in Wahrheit aber als ein Gefangener. Dieser Graf geleitete den König zum Schlosse Flint, wo sein Vetter Heinrich ihn aufsuchte und sich vor ihm auf die Kniee niederließ, als wäre er noch von Ehrfurcht für seinen Monarchen erfüllt gewesen.

„Theurer Vetter von Lancaster," sagte der König, „ihr seid höchlich willkommen!" (ohne Zweifel „höchlich willkommen;" aber doch noch willkommener in Ketten oder enthauptet!).

„Mein Fürst" erwiederte Heinrich „ich komme ein wenig zu früh, aber mit Eurer gnädigen Erlaubniß will ich auch sagen weshalb? Euer Volk beklagt sich mit einiger

Bitterkeit, daß Ihr es zweiundzwanig Jahre lang streng und hart regiert hättet. Nun will ich mit Gottes Hilfe euch künftig zur Seite stehen, damit ihr in Zukunft besser regiert."

„Mein theurer Vetter," entgegnete der verworfene König, „wenn es euch so beliebt, wird mir dieß außerordentlich angenehm sein."

Hierauf ertönten die Trompeten, der König wurde auf ein abgenutztes Pferd gesetzt und als Gefangener nach Chester geführt, wo er eine Proklamation zur Einberufung des Parlaments erlassen mußte. Von Chester wurde er dann nach London zu geführt. In Lichfield machte er einen Versuch zu entweichen; er stürzte sich aus einem Fenster und ließ sich in den Garten hinab. Aber alles war umsonst; er wurde weiter geführt und in dem Tower eingesperrt, wo er von Niemand bemitleidet und von dem ganzen Volk, dessen Geduld er bis auf den Grund erschöpft hatte, ohne Schonung mit Vorwürfen überhäuft wurde. Es wird berichtet, daß sogar sein Hund, ehe er dort hin gelangte, ihn verlassen habe, und von seiner Seite entlaufen sei um die Hand des Herzogs Heinrich zu lecken.

Am Tage vor der Eröffnung des Parlaments erschien eine Deputation vor diesem gesunkenen Könige und brachte ihm in Erinnerung, daß er dem Herzoge von Northumberland zu Conwaycastle versprochen habe, auf seine Krone zu verzichten. Richard erklärte sich vollkommen bereit, dieß zu thun; er unterschrieb eine Urkunde, in welcher er der Regierungsgewalt entsagte und sein Volk des Eides der Treue gegen ihn entband. Sein Muth war so sehr gesunken daß er mit eigner Hand seinem triumphirenden Vetter Heinrich

den königlichen Ring mit der Erklärung überreichte: Er würde, wäre ihm die Wahl zur Ernennung eines Nachfolgers freigestellt gewesen, vor allen andern ihn, den Herzog Heinrich, ernannt haben. Am folgenden Tage versammelte sich das Parlament zu Westminsterhall. Heinrich saß an der Seite des Thrones, welcher unbesetzt und mit einem von Gold durchwirkten Tuche bedeckt war. Die von dem Könige kurz vorher unterschriebene Urkunde wurde unter freudigem Zuruf, der durch alle Straßen hin wiederhallte, vorgelesen, und als dieses Lärmen sich gelegt hatte, wurde der König förmlich entsetzt. Dann trat Heinrich auf, schlug das Zeichen des Kreuzes auf seiner Stirne und auf seiner Brust, sprach das Königreich England als seinen rechtmäßigen Besitz an und die Erzbischöfe von Canterbury und York erhoben ihn auf den Thron.

Dann frohlockte die Menge von Neuem und der Jubel hallte in allen Straßen wieder. Niemand erinnerte sich jetzt daran, daß Richard II. jemals der schönste, beste und weiseste der Prinzen gewesen sei. Er gewährte meines Bedünkens jetzt bei lebendigem Leibe im Tower zu London einen weit bedauerlicheren Anblick als Wat Tyler zu Smithfield unter den Hufen der königlichen Rosse.

Die Poll-Abgabe ist mit Wat Tyler verschwunden. Die Schmiede, welche für den König und die königliche Familie arbeiteten, sind nicht im Stande gewesen, Ketten zu schmieden, in welchen der König die Erinnerung des Volkes an Wat hätte aufhängen können. Daher wurde die Poll-Abgabe niemals wieder eingetrieben.

Zwanzigstes Kapitel.

England unter Heinrich dem Vierten mit dem Beinamen Bolingbroke.
1309–1413.

Während der vorhergehenden Regierung hatten die Predigten Wickliffe's gegen den Hochmuth und die schlaue Verschlagenheit, sowohl des Papstes als aller seiner Untergebenen, in England großes Aufsehen gemacht. Ob der neue König den Wunsch gehegt hat, sich bei den Priestern in Gunst zu setzen; oder ob er gehofft haben mag, den Himmel durch den Heuchelschein ächter Religiosität zu täuschen und ihn glauben zu machen, daß er kein Usurpator sei, dieß wage ich nicht zu entscheiden. Beide Voraussetzungen haben in der That genug für sich. Gewiß ist, daß er seine Regierung mit einem gewaltsamen Verfahren gegen die Anhänger Wickliffs, welche damals als Lollarden oder Ketzer bezeichnet wurden, eröffnet hat; — obgleich nicht allein sein Vater Johann von Gaunt jenen Ansichten sich zugeneigt hatte, sondern sogar der König selbst früherhin deren mehr als verdächtig gewesen war. Nicht weniger gewiß ist, daß er zuerst in England den vom Auslande herübergebrachten abscheulichen und grausamen Gebrauch, jene Menschen zur Strafe für ihre Religionsmeinungen zu verbrennen, stehend eingeführt hat. Mit diesem Gebrauch bürgerte sich in England eine Verfahrungsweise der sogenannten heiligen Inquisition ein, fürwahr des unheiligsten und

schändlichsten Gerichtshofes, welcher jemals zur Schmach des Menschengeschlechts eingesetzt worden ist, und die Menschen eher zu Teufeln als zu Nachfolgern unsers Erlösers gemacht hat.

Heinrich Bolingbroke hatte, wie wir uns erinnern, kein wirkliches Recht auf die Krone. Dem Successionsrechte zufolge hätte Eduard Mortimer, der junge Graf von March, welcher damals erst acht oder neun Jahre alt war, und vom Herzoge von Clarence, dem älteren Bruder des Vaters Heinrichs des Vierten, abstammte, der wirkliche Erbe des Thrones sein müssen. Dessenungeachtet brachte es der König dahin, daß sein Sohn zum Prinzen von Wales erklärt wurde; ja, als er den jungen Grafen von March und dessen kleinen Bruder in seine Gewalt bekam, ließ er sie sogar auf Schloß Windsor in einer wenn auch nicht gerade strengen Haft festhalten. Darauf stellte er dem Parlament das Ansuchen, zu entscheiden, was mit dem abgesetzten Könige geschehen solle, der sich indeß ganz leidend und ruhig verhielt und höchstens äußerte: er hoffe, sein Vetter Heinrich werde als „ein gütiger Herr" gegen ihn handeln. Das Parlament erwiederte: es könne dem Könige nur empfehlen, seinen Vetter an einem verborgenen Platze in Verwahrsam zu halten, an welchem dem Volke kein Zutritt gestattet sei und an welchem auch seinen Freunden die Erlaubniß ihn zu besuchen versagt wäre. Natürlich säumte Heinrich keinen Augenblick, dieser Entscheidung gemäß zu verfahren, und es wurde bei der Nation gar bald außer allem Zweifel gestellt, daß das Leben Richards des Zweiten nicht mehr von langer Dauer sein sollte.

Dieses Parlament macht überhaupt durch sein grund-

satzloses Verfahren einen widrigen Eindruck. Die Lords geriethen unter einander bei ihren Erörterungen über das, was als pflichtgemäß oder als pflichtwidrig, was als folgerecht und was als inkonsequent gelten sollte, in so hitzige Conflicte, daß einstmals vierzig Panzerhandschuhe zu gleicher Zeit als Herausforderungen zum Zweikampf auf den Boden geworfen sein sollen. Die rechte Wahrheit war keine andere als diese, daß sie sämmtlich hinterlistige und niedrige Gesinnungen hegten, wie sie dieß einmal in ihren Verhandlungen mit dem alten Könige zeigten und dann wiederum in ihrem Verhalten gegen den neuen bewiesen, und wie sie nur selten gegen irgend Jemand auf längere Zeit Treue bewahrten. Auch jetzt fingen sie sofort wieder an, ihre Ränke spielen zu lassen. Es bildete sich eine Verschwörung: der König sollte zu einem Turniere nach Oxford eingeladen, bei dieser Gelegenheit ergriffen und umgebracht werden. Dieses verbrecherische Unternehmen, welches bei heimlichen Zusammenkünften im Hause des Abt von Westminster verabredet worden war, wurde indeß von einem der Verschworenen, von dem Grafen von Rutland, verrathen. Statt nun entweder bei dem Turniere zu erscheinen oder in Windsor zu bleiben, wohin die Verschworenen sich, sobald sie der Entdeckung ihres Geheimnisses gewahr wurden, zurückgezogen hatten, indem sie hier der Person des Königs sich bemächtigen zu können glaubten: zog Heinrich sich vielmehr nach London zurück, erklärte alle Mitverschworenen öffentlich für Hochverräther und rückte mit einer starken Streitmacht gegen sie ins Feld. Die Lords aber begaben sich nach dem westlichen England und riefen hier Richard zum König aus. Allein jetzt erhob sich das Volk gegen sie und alle wurden

erschlagen. Diese Verschwörung beschleunigte den Tod des abgesetzten Monarchen. Ob er durch gedungene Meuchelmörder getödtet wurde, ob er sich zu Tode gehungert hat, oder ob er die Annahme von Speise verweigerte, seitdem er den Tod seiner Brüder erfahren hatte, welche in jene Verschwörung verwickelt waren — alles dieß muß in Zweifel gestellt bleiben. Auf irgend eine unnatürliche Weise hat er in dieser Zeit den Tod gefunden. Sein Leichnam wurde in der St. Pauls-Cathedrale öffentlich ausgestellt, jedoch so, daß nur der untere Theil des Gesichts unbedeckt blieb. Daß er auf des Königs Befehl umgebracht worden sei, kann meiner Meinung nach kaum zu bezweifeln sein.

Die französische Gemahlin des erbärmlichen Richard hatte jetzt erst ihr zehntes Lebensjahr erreicht. Als ihr Vater, der König Karl von Frankreich, von ihrem Unglück und von ihrer verlassenen Lage in England hörte, verlor er, nachdem er bereits während der letzten fünf oder sechs Jahre einzelne Anfälle dieser Art gehabt hatte, vollends seinen Verstand. Aber nun nahmen die französischen Herzoge von Burgund und von Bourbon die Angelegenheit der beklagenswerthen Fürstin auf. Sie thaten dieß nicht sowohl aus Theilnahme als vielmehr weil sie durch ihre Einmischung in diese Händel von England her Gewinn zu erlangen versuchen wollten. Die Einwohner von Bordeaux hatten eine Art abergläubischer Anhänglichkeit an den König Richard, weil er in ihrer Stadt geboren war; sie schworen bei Gott, er sei der beste Mensch seines ganzen Königreiches gewesen (eine Behauptung, die doch wohl sicher auf Uebertreibung beruhte) und gelobten große Unternehmungen gegen die Engländer ins Werk zu setzen. Als sie jedoch hernach zu der

Ueberlegung kamen, wie sehr sie mit dem ganzen französischen Volk durch den eigenen Adel zu Grunde gerichtet würden, und zugleich erkannten, daß die englische Regierungsform unter beiden bei weitem den Vorzug verdiene, da kühlte sich ihre Begeisterung allmählig ab, und die beiden Herzöge, was für gewaltige Männer sie auch sein mochten, konnten doch ohne sie nichts anfangen. Darauf wurden Unterhandlungen zwischen Frankreich und England über die Bedingungen angeknüpft, unter welchen die arme kleine Königin mit allen ihren Juwelen und ihrem ganzen aus 200,000 Franks in Golde bestehenden Vermögen nach Paris heimgeschickt werden sollte. Der König war vollkommen geneigt die junge Fürstin und selbst die Juwelen zurückzusenden; nur des Geldes erklärte er sich nicht entäußern zu können. So kam es zuletzt dahin, daß sie ohne ihr Vermögen ungefährdet nach Paris zurückgeleitet wurde. Ueber diese Angelegenheit verwickelte sich der Herzog von Burgund (der ein Vetter des französischen Königs war) in Streitigkeiten mit dem Herzoge von Orleans (dem Bruder des Königs) und diese beiden Herzöge haben Frankreich in unerhörtes Elend gestürzt.

Da der Gedanke Schottland zu erobern beim englischen Volke noch immer Anklang fand, so rückte der König an den Tyne-Fluß und forderte den schottischen König zur Huldigungsleistung auf. Nachdem ihm hierauf eine abschlägige Antwort geworden war, setzte er sich gegen Edinburg hin in Bewegung. Er richtete jedoch nur wenig aus, denn seine Armee litt Mangel an Lebensmitteln, und indem die Schotten es sich vor allem angelegen sein ließen, ihn im Schach zu halten, ohne Gelegenheit zu einer Schlacht

zu bieten, sah er sich bald zum Rückzuge genöthigt. Es gereicht ihm aber zu unsterblichem Ruhme, daß er auf diesen Zügen die Dörfer nicht niedergebrannt und die Einwohner nicht erschlagen hat. Er hielt im Gegentheile mit besonderer Sorgfalt darauf, daß sein Heer überall schonend und rücksichtsvoll verfuhr. Das war ein großes Beispiel in dieser erbarmungslosen Zeit.

Ein Krieg, der unter den Grenzvölkern zwischen England und Schottland ausbrach, hielt zwölf Monate an. Darauf erhob sich der Graf von Northumberland, derselbe Edelmann, welcher dem Könige zur Erlangung der Krone behülflich gewesen war, zur Empörung gegen ihn — wahrscheinlich weil Heinrich die von ihm gehegten hochgehenden Erwartungen zu befriedigen außer Stande war. Um diese Zeit trat auch ein wallisischer Edelmann Namens Owen Glendower, der die rechtswissenschaftlichen Collegia zu London besucht und später in dem Hausdienste des letzten Königs gestanden hatte, mit der Beschwerde auf, daß sein Eigenthum in Wales so eben von einem mächtigen mit dem gegenwärtigen Könige verwandten Lord, der sein Nachbar war, ihm widerrechtlich entrissen worden sei. Glendower forderte die Herausgabe seines Eigenthumes. Da er diese nicht erlangte, griff er zu den Waffen, und als er hierauf in die Acht erklärt wurde, ließ er sich zum Gebieter von Wales ausrufen. Er gab vor, sich auf geheime Künste zu verstehen und sonderbar ist es, daß nicht blos das wallisische Volk thöricht genug war, ihm dieß zu glauben, sondern daß auch Heinrich es glaubte; denn er unternahm drei Feldzüge nach Wales und nachdem er theils durch die Wildniß des Landes, theils durch ungünstige Witterung,

theils durch die Geschicklichkeit des Glendower dreimal zurückgeschlagen war, da dachte er nicht anders, als daß er den magischen Zauberkünsten des Wallisers diese Verluste zuschreiben müsse. Nichtsdestoweniger nahm er Lord Grey und Sir Edmund Mortimer in Haft. Dem Lord Grey wurde vergönnt, sich von seinen Verwandten beköstigen zu lassen; dagegen lehnte es der König ab, den Sir Edmund Mortimer auf gleiche Weise zu begünstigen. Nun wird berichtet, daß Heinrich Percy, genannt Hotspur (Heißsporn) — der Sohn des mit Mortimers Schwester vermählten Grafen von Northumberland — dieß als eine Beleidigung angesehen habe und dadurch veranlaßt worden sei, in Verbindung mit seinem Vater und mehreren Anderen sich zum Aufstande gegen Heinrich zu erheben und sogar mit Owen Glendower gemeinschaftliche Sache zu machen. Es ist indeß keineswegs ausgemacht, daß jener Umstand die wahre Ursache der Verschwörung war und vielleicht wurde er auch nur als Vorwand dazu benutzt. Indessen entwickelte sie sich zu einem ziemlich bedeutenden Umfange. Scroop, Erzbischof von York, und der Graf von Douglas, ein mächtiger und tapferer schottischer Edelmann, gehörten zu den Mitverschworenen. Der König zeigte sich aber dießmal entschlossen und thatkräftig und die beiden Heere trafen bei Shrewsbury auf einander.

Auf jeder Seite standen ungefähr 14,000 Mann. Da der alte Graf von Northumberland erkrankt war, wurden die Truppen der Aufrührer von dessen Sohn angeführt. Um den Feind zu täuschen trug der König nur eine ganz gewöhnliche Rüstung; dagegen wurden vier Edelleute mit königlichem Waffenschmuck bekleidet. Der Angriff der Auf-

ständischen geschah mit einer solchen Heftigkeit, daß jene vier Edelleute allesammt im Handgemenge fielen; selbst die königliche Standarte sank und auch der junge Prinz von Wales trug eine schwere Wunde im Gesicht davon. Aber er bewährte sich als einer der tapfersten und besten Soldaten die es je gegeben. Er focht so vortrefflich und die Truppen des Königs fühlten sich durch das von ihm gegebene Beispiel kühner Ausdauer in so außerordentlichem Maaße ermuthigt, daß sie ihre Reihen unverzüglich wieder zusammenschlossen und die feindlichen Truppen gänzlich auf's Haupt schlugen. Hotspur erhielt durch einen Pfeil, der ihn in den Hirnschädel traf, seine Todeswunde. Die Niederlage war so vollständig, daß der ganze Aufruhr mit diesem einen Schlage gründlich gedämpft erschien. Der Graf von Northumberland überlieferte sich selbst, sobald er von dem Tode seines Sohnes in Kenntniß gesetzt war, und man ließ ihm Begnadigung für alle seine Vergehen angedeihen.

Jetzt gab es nur noch einige kleine Anläufe zu Aufständen. Owen Glendower hatte sich nach Wales zurückgezogen und unter dem unwissenden Volke war eine widersinnige Geschichte ausgesprengt, daß König Richard noch am Leben sei. Es ist schwer zu erklären, wie ein solcher Unsinn noch irgend Glauben finden konnte; ohne Zweifel spielt dabei die Voraussetzung, daß der Hofnarr des verstorbenen Königs, der ihm einigermaßen ähnlich sah, statt seiner ausgestellt gewesen sei; und so schien es in der That als ob er, der während seines Lebens so viele Verwickelungen über das Land gebracht, auch nach seinem Tode noch Anlaß zu unheilvollen Verwirrungen in demselben geben sollte. Aber dieß war noch nicht das Schlimmste.

Der junge Graf von March war mit seinem Bruder heimlich aus dem Schlosse Windsor entkommen. Nachdem man sie sehr bald wieder ergriffen hatte, ergab sich jedoch, daß sie unter dem Einfluß einer Lady Spencer zur Flucht angereizt worden waren und diese klagte ihren eignen Bruder, — denselben Grafen von Rutland, der schon früher sich verschworen hatte und jetzt Herzog von York geworden war — der Mitwissenschaft des Anschlages an. Zur Strafe nahm man ihm sein Vermögen, das Leben wurde ihm jedoch geschenkt. Darauf entspann sich eine andere Verschwörung unter dem alten Grafen von Northumberland, nebst einigen andern Lords und unter demselben Erzbischof von York, Scroop, der schon früher den Aufständischen sich zugesellt hatte. Die Verschworenen ließen einen Anschlag an die Kirchthüren aushängen, in welchem sie dem Könige eine Reihe verschiedener Verbrechen zur Last legten. Allein der König war wachsam und auf der Hut mit Gegenmaßregeln; jene wurden alle ergriffen und der Erzbischof wurde an dem Leben gestraft. Es war dieses das erste Mal, daß ein hochstehender Geistlicher durch Urtel und Recht in England zur Hinrichtung verdammt wurde; allein es war bei dem Könige beschlossen, daß dieß geschehen sollte, und demzufolge geschah es.

Das nächstfolgende bemerkenswerthe Ereigniß aus dieser Zeit ist die Gefangennehmung des schottischen Thronerben Jacob, eines neunjährigen Knaben, durch den englischen König Heinrich. Jacob war von seinem Vater dem schottischen König Robert, welcher ihn vor den Anschlägen seines Oheim sicher stellen wollte, zu Schiffe gebracht um nach Frankreich hinübergeführt zu werden. Unglücklicher-

weise fiel er in die Gefangenschaft einiger englischer Kreuzer. Er blieb neunzehn Jahre lang in englischer Haft und ist in seinem Gefängnisse zu einem Gelehrten und einem berühmten Dichter geworden.

Abgesehen von einigen vorübergehenden Verwickelungen mit den Wallisern und mit den Franzosen gestalteten sich die übrigen Tage der Regierung Heinrichs IV. friedlich genug; aber viel fehlte daran, daß er als König glücklich gewesen wäre. Es ist gar wohl möglich, daß er sich in seinem Gewissen durch das Bewußtsein, die Krone unrechtmäßig an sich gebracht und den kläglichen Tod seines Vetters veranlaßt zu haben, beunruhigt fühlte. Der Prinz von Wales, obgleich tapfer und hochherzig, soll sich doch zugleich zügellos und unordentlich in seinem Lebenswandel gezeigt, und sogar das Schwert gegen den Oberrichter des königlichen Gerichtshofes, Namens Gascoigne, gezogen haben, weil dieser das gegen einen der ausschweifenden Gefährten des Prinzen gefällte Strafurtheil unpartheiisch und unerschütterlich aufrecht erhielt. Der Oberrichter soll dieses Attentates wegen den Prinzen von Wales zum Gefängniß verurtheilt, der Prinz der verhängten Strafe sich mit williger Ergebung unterworfen haben und der König hierüber hocherfreut in den Ausruf ausgebrochen sein: „Glücklich ist der Herrscher, welcher einen so gerechten Richter und einen den Gesetzen so fügsamen Sohn hat!“ Diese ganze Geschichte ist indeß zweifelhaft. Eben so eine andere Erzählung, die von Shakespeare so trefflich benutzt worden ist: wie nämlich der Prinz einstmals während der Vater schlief aus dessen Gemächern die Krone genommen und sie seinem Haupte anzupassen versucht haben soll.

Des Königs Gesundheitszustand sank immer mehr und mehr. Er litt an heftigen Ausschlägen im Gesichte, an bedenklichen epileptischen Zufällen und sein Lebensmuth schwand von Tag zu Tag dahin. Zuletzt, als er einst vor der Kapelle des heiligen Eduard in der Westminster Abtei betete, wurde er plötzlich von einem furchtbaren Anfall betroffen, und in die Gemächer des Abtes gebracht, wo er alsbald den Geist aufgab. Die ihm gewordene Weissagung, daß er einst zu Jerusalem sterben werde, ist sicherlich mit seinem zu Westminster erfolgten Ableben an sich nicht zu vereinigen, weil Jerusalem nicht Westminster ist und niemals Westminster werden wird. Indessen gewann sie doch einen gewissen Schein der Erfüllung, indem der Saal des Abtes lange Zeit hindurch die Jerusalemskammer genannt worden war. Im Volke sagte man sich, daß dieß alles eines und dasselbe sei und beruhigte sich vollkommen darin, daß die Weissagung wirklich eingetroffen sei.

Der König starb am 20. März 1413 im 47sten Lebensjahre, dem 14ten seiner Regierung. Er wurde in der Cathedrale zu Canterbury beigesetzt. Zweimal war er verheirathet gewesen und seine erste Gemahlin hatte ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren. Wenn wir davon absehen daß seine ganze Erscheinung ehe er zum Throne gelangte durch und durch zweideutig war; — wenn wir ferner die ungerechte Besitznahme der Krone und endlich vor allem andern jene durch ihn eingeführten unnatürlichen Gesetze, kraft deren die von den Priestern sogenannten Ketzer verbrannt wurden, nicht in Anschlag bringen: ist er, je nachdem die Könige nun einmal sind, ein ganz leidlich guter König gewesen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

England unter Heinrich dem Fünften.

1413 – 1422.

Erste Abtheilung.

Der Prinz von Wales begann seine Regierung als ein hochherziger und ehrenhafter Mann. Er schenkte dem jungen Grafen von March die Freiheit; — er setzte die Familie Percy in ihre Güter und Ehrenstellen wieder ein, deren sie in Folge ihres Aufstandes gegen seinen Vater verlustig erklärt war; — er ließ den stumpfsinnigen und unglücklichen König Richard auf ehrenvolle Weise in der Reihe der englischen Könige begraben; — er entledigte sich jener zügellosen Gefährten, indem er ihnen die Zusicherung ertheilte, daß ihnen ihr Fortkommen nicht fehlen solle, sobald sie sich aufrichtig entschlossen zeigen würden ein sittsames, ehrliches und pflichtgetreues Leben zu führen.

Es ist ungleich leichter Menschen zu verbrennen als ihre Ansichten zu vertilgen, dieß zeigte sich nun an den Lollarden, deren Meinungen von Tag zu Tag an Ausbreitung gewannen. Von den Priestern wurde ihnen — wahrscheinlich in den meisten Fällen mit Unrecht — nachgesagt, daß sie hochverrätherische Pläne gegen den König hegten. Heinrich ließ sich wirklich durch diese Verdächtigungen zu Maßregeln der Verfolgung bestimmen. Er opferte ihnen seinen Freund Sir John Oldcastle, den Lord Cobham,

nachdem er vergebens bemüht gewesen war denselben durch Ueberredung zu bekehren. Cobham ward als das Haupt der Sekte für schuldig erklärt und zum Feuertode verurtheilt, allein er entkam vor dem Tage der Hinrichtung (die von dem Könige selbst um 50 Tage aufgeschoben war) aus dem Tower und erließ nun an die Lollarden eine Aufforderung sich mit ihm an einem bestimmten Tage in der Nähe von London zu vereinigen. Wenigstens wurde dieß so von den Priestern dem Könige berichtet. Ich wüßte nicht daß es jemals eine Verschwörung gegeben hat, die nicht durch Agenten übertrieben worden wäre. An jenem bestimmten Tage fand der König statt der 25,000 Mann, die in den Wiesen von St. Giles unter der Anführung des Sir John Oldcastle befindlich sein sollten, nur 80 Mann im Ganzen und keinen Sir John unter ihnen. An einem anderen Orte traf man auf einen leichtsinnigen Brauer, der sein Pferd mit einem goldenen Sattelschmuck ausgestattet hatte und ein Paar vergoldete Sporen auf seiner Brust trug, indem er am folgenden Tage von Sir John zum Ritter erhoben zu werden, und dadurch mit dem Rechte des Sporentragens beglückt zu werden erwartete; — allein auch jetzt keine Spur von Sir John Oldcastle und Niemand wußte über ihn Auskunft zu geben, obgleich der König auf Nachrichten über ihn große Summen ausgesetzt hatte. Dreißig von diesen unglücklichen Lollarden wurden unverzüglich gehängt, geschleift und zuletzt mit sammt ihren Galgen verbrannt. Die verschiedenen Gefängnisse um und in London waren gedrängt voll von anderen Mitgliedern der Secte. Einige dieser unglücklichen Menschen machten allerlei Geständnisse von hochverrätherischen Entwürfen. Der-

gleichen Geständnisse waren aber mittelst der Tortur und durch die Furcht vor dem Flammentode leicht zu erlangen und daher äußerst unzuverlässig. Um die traurige Geschichte des Sir John Oldcastle mit kurzen Worten zu beendigen erwähne ich zunächst, daß er nach Wales entkam und dort vier Jahre lang ohne Gefahr und Anfechtung verborgen gelebt hat. Dann wurde er von Lord Powis entdeckt; dennoch würde man schwerlich lebendigen Leibes seiner habhaft geworden sein — so groß war die Tapferkeit des alten Soldaten! — hätte nicht eine alte Frau ihm hinterrücks die Beine mit einem Schemel gebrochen. Er wurde dann in einer Pferdesänfte nach London geführt, mit einer eisernen Kette an einem Galgen aufgehängt und so zu Tode geröstet.

Indem ich jetzt den Zustand Frankreichs in wenigen Worten so klar als möglich darzulegen wünsche, erinnere ich zunächst daran, daß die Herzöge von Orleans und von Burgund — welcher letzterer gewöhnlich mit dem Namen „Johann ohne Furcht" bezeichnet zu werden pflegt — ihre Händel während der letzten Regierung in großartiger Weise beigelegt hatten und daher augenblicklich in einer höchst paradiesischen Gemüthlichkeit zu leben schienen. Allein unmittelbar nach diesem Ereigniß wurde der Herzog von Orleans eines Sonntags in den Straßen von Paris durch eine Bande von zwanzig Männern angefallen, die von dem Herzog von Burgund, seinem eigenen, in Folge reiflicher Ueberlegung abgelegten Geständniß zufolge zu diesem Attentat gedungen waren. Nun war die Wittwe des Königs Richard mit dem ältesten Sohn des Herzogs von Orleans vermählt gewesen. Der arme gemüthskranke König befand sich gänz-

lich außer Stande seine Tochter zu unterstützen und der Herzog von Burgund wurde thatsächlich Herr von Frankreich. Nach Isabellens Tode nahm ihr Gemahl — der Herzog von Orleans, welcher seit dem Tode seines Vaters diesen Titel führte — die Tochter des Grafen von Armagnac zur Ehe. Da dieser Graf sich ungleich tüchtiger bewies als sein jugendlicher Schwiegersohn, wurde er zum Anführer der Parthei erhoben, welche sich nach ihm Armagnacs nannte. Auf diese Weise hatte Frankreich das beklagenswerthe Schicksal, in seinem Innern erstlich eine besondere Parthei des Königssohnes, des Dauphin Louis, zu haben; daneben zweitens die Parthei des Herzogs von Burgund, welcher der Vater der mißleiteten Gemahlin des Dauphin war; endlich drittens die Parthei der Armagnacs. Alle diese Partheien haßten einander; alle bekämpften einander; alle bestanden aus dem verderbtesten Adel, den je die Erde sah, alle wetteiferten mit einander das unglückliche Frankreich gleichsam in Stücke zu zerreißen.

Der verstorbene König hatte diese Zwistigkeiten von England aus beobachtet; er hatte wahrgenommen (was auch dem französischen Volke nicht verborgen blieb): daß kein auswärtiger Feind Frankreich schlimmer herunterbringen könnte als sein eigener Adel. Aber nunmehr trat König Heinrich der Fünfte mit seinen Ansprüchen auf den französischen Thron hervor; als seine Forderung, wie dieß nicht anders als natürlich war, zurückgewiesen wurde, beschränkte er seine Bedingungen auf den Besitz eines großen Theiles des französischen Territoriums und auf das Verlangen die französische Prinzessin Catharina mit einem Heirathsgut von zwei Millionen Kronen zur Gemahlin zu er-

halten. Man bot ihm einen kleineren Umfang des Landgebietes, und eine geringere Summe von Kronen ohne eine Prinzessin: aber er rief seine Gesandten zurück und traf Rüstungen zum Kriege. Dann stellte er wiederum zur Bedingung, daß ihm die Prinzessin mit einer Million Kronen zu Theil würde; der französische Hof erwiederte: ihm solle die Prinzessin mit zweimal hunderttausend Kronen weniger werden. König Heinrich sagte aber hierauf: dieß sei ihm nicht genug (er hatte die Prinzessin in seinem Leben noch nicht ein einziges Mal gesehen) und sammelte jetzt sein Heer zu Southampton. Inzwischen war in England zu jener Zeit eine kleine Verschwörung entdeckt, deren Zweck auf Absetzung des Königs und auf die Thronerhebung des Grafen von March gerichtet war. Nachdem aber die Verschwornen sämmtlich ohne Anstand verurtheilt und hingerichtet waren, schiffte sich der König nach Frankreich ein.

Es ist abschreckend zu beobachten, auf wie lange Zeit ein schlechtes Beispiel Nachahmung findet; aber ebenso ist es andererseits erhebend zu sehen, daß ein gutes Beispiel niemals ohne gute Nachwirkung bleibt. Nachdem der König an der Ausmündung des Seineflusses drei Meilen von Harfleur seine Truppen ausgeschifft hatte, bestand seine erste Handlung darin, daß er das Beispiel seines Vaters nachahmte und den feierlichen Befehl erließ: Leben und Eigenthum der friedlichen Einwohner bei Todesstrafe zu verschonen. Die französischen Schriftsteller haben zum dauernden Ruhm des Königs anerkannt, daß diese Befehle unausgesetzt und selbst während die Soldaten durch Mangel an Lebensmitteln in die größte Bedrängniß geriethen, auf's Strengste befolgt worden sind.

Der König belagerte mit einer Armee von 30,000 Mann fünf Wochen lang die Stadt Harfleur zu Lande und zur See. Nach Ablauf dieser Zeit wurde die Stadt übergeben und den Einwohnern gestattet, daß jeder fünf englische Pfennige und einen Theil seiner Kleider mit sich nehmen könnte. Der ganze Rest ihrer Habe und ihres Besitzes wurde unter dem englischen Heere vertheilt. Dennoch aber litt dieses Heer, trotz der von ihm erfochtenen Siege, so sehr von Krankheit und Mangel, daß seine Anzahl bald auf die Hälfte zusammengeschmolzen war. Gleichwohl war der König entschlossen sich nicht zurückzuziehen, bis er einen größeren Schlag ausgeführt haben würde. Demnach rückte er, der entgegengesetzten Ansicht aller seiner Räthe ungeachtet, mit seiner kleinen Streitmacht gegen Calais vor. So kam er weiter bei dem Flusse Somme an, sah sich jedoch außer Stande, denselben zu überschreiten, da die Furth durch angelegte Befestigungen gedeckt war. Unter diesen Umständen zogen die Engländer am linken Ufer weiter hinauf um eine Gelegenheit zum Uebergange zu ersehen. Die Franzosen hatten indeß alle Brücken abgebrochen und folgten auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer des Flusses nach, um den Feind zu beobachten und des günstigen Moments zum Angriffe, sobald jener den Uebergang versuchen würde, gewärtig zu sein. Endlich bot sich den Engländern doch eine Gelegenheit zum Uebergange dar, durch welche sie ungefährdet das rechte Ufer erreichten. Die Franzosen hielten nun zu Rouen einen Kriegsrath und es wurde der Entschluß gefaßt den Engländern eine Schlacht anzubieten und Herolde an den englischen König Heinrich abzufertigen, welche Erkundigungen über den von ihm be-

absichtigten Weg einziehen sollten. Der König erklärte ohne Weiteres: „ich werde den Weg wählen, der mich schnurstracks nach Calais führt!“ und entließ die Boten mit einem Geschenk von hundert Kronen.

Fortan rückten die Engländer vor bis sie der Franzosen ansichtig wurden. Dann ertheilte der König den Befehl die Schlachtlinie zu ordnen. Als die Franzosen nicht gegen sie anrückten, begab sich die Armee, nachdem sie bis in die Nacht hinein in Schlachtordnung gestanden hatte, zur Erholung durch Speise und Schlaf in ein benachbartes Dorf. Das ganze französische Heer lagerte in einem anderen Dorfe, welches — wie den Feldherrn bekannt war — die Engländer auf ihrem Weitermarsche unvermeidlich berühren mußten, und sie hatten den Beschluß gefaßt, diesmal die Schlacht von den Engländern beginnen zu lassen. Den Engländern wäre nunmehr jede Gelegenheit zum Rückzug, selbst wenn der König denselben beabsichtigt hätte, abgeschnitten gewesen. In dieser Lage verbrachten beide Armeen die Nacht nahe bei einander.

Wenn man über den Zustand dieser Heere eine klare Anschauung gewinnen will, so muß man sich zunächst daran erinnern, daß das unermeßliche französische Heer beinahe den ganzen verderbten Adel, dessen Ausschweifungen und Schwelgereien Frankreich in eine Einöde verwandelt hatten, unter seinen ausgezeichneten und hervorragenden Personen hatte. Diese Edelleute waren durch ihren Stolz und in ihrer Verachtung gegen das gemeine Volk so kurzsichtig geworden, daß sie unter ihrer gesammten ungeheuren Anzahl kaum einige und vielleicht gar keine Bogenschützen haben wollten. Daher war ihnen die englische Armee in dieser

Beziehung mindestens um das sechsfache überlegen. Jene eingebildeten Thoren hegten nämlich die Meinung, daß der Bogen für ritterliche Hände keine Waffe sei und daß Frankreich einzig und allein durch seine Edelleute vertheidigt werden dürfe. Wir werden sogleich sehen wie sich die Edelleute hierin bewährt haben.

Unter der kleinen Heeresmacht der Engländer befand sich eine ganz tüchtige Anzahl von Männern, die zwar nichts weniger als Edelleute, dafür aber desto tapfrere und tüchtigere Bogenschützen waren. Der König durchritt am Morgen auf einem Grauschimmel die Reihen seiner Krieger, die in der Nacht sich durch den Schlaf ein wenig erquickt hatten, während dieselbe Nacht von den Franzosen in Zechgelagen und vorläufiger Siegestrunkenheit hingebracht worden war. Heinrich trug auf seinem Haupte einen Helm von blitzendem Stahl, auf welchem oben eine goldene, von kostbarem Gestein strahlende Krone hervorragte. Auf seiner Waffenrüstung trug er die Wappen von England und Frankreich kunstreich zusammengewirkt. Die Bogenschützen blickten mit Bewunderung auf den blitzenden Helm, auf die goldene Krone und auf die funkelnden Juwelen; aber was mehr als alles dieses ihre Aufmerksamkeit anzog, das war das heitere Antlitz des Königs und das funkelnde Erglänzen seines blauen Auges, indem er ihnen verkündete, daß er entschlossen sei, hier zu siegen oder hier zu sterben, und daß England niemals für ihn ein Lösegeld zu zahlen haben solle. Als demnach ein tapferer Ritter zufällig die Aeußerung hinwarf: er wünsche wohl eine Anzahl der muthvollen Edelleute und tüchtigen Soldaten, die müßig daheim in England säßen, hier zur Stelle, um das Heer auf eine

größere Zahl zu bringen: da nahm der König das Wort und versicherte, daß er für seinen Theil auch nicht einen Mann mehr herbeiwünsche, „denn" sagte er „je weniger unserer sind desto größer wird der Ruhm sein, welchen wir gewinnen!" Seine Mannschaft zeigte sich durchweg guten Muthes. Die Soldaten wurden mit Brot und Wein erfrischt, hörten dann die Gebetsandacht, und harrten ruhig des Angriffs der Franzosen. Der König zog es vor, die Franzosen zu erwarten, weil sie dreißig Mann hintereinander (in der kleinen englischen Armee standen nur drei Mann hintereinander) auf einem sehr schwierigen und schwerem lehmreichen Boden standen; er sah vorher, daß unter ihnen Verwirrung entstehen müsse, sobald sie sich vorwärts in Bewegung setzten.

Als sie sich aber nicht von der Stelle bewegten, ordnete er zwei kleine Heerhaufen ab: der eine mußte sich in einem Walde links von den Franzosen verbergen; der andere sollte, sobald die Schlacht begonnen haben würde, einige Häuser im Rücken der Franzosen in Brand stecken. Kaum war dieß verabredet, so ritten drei von jenen stolzen französischen Edelleuten, welche ihr Vaterland ohne jede Hülfe der gemeinen Bauern zu vertheidigen dachten, heran und forderten die Engländer auf sich zu ergeben. Der englische König gab diesen Edelleuten warnend den Rath sich zurückzuziehen wenn ihnen ihr Leben lieb wäre und ertheilte dann den englischen Bannern den Befehl zum Vorrücken. Da warf Sir Thomas Erpingham, ein bedeutender englischer Feldherr und Befehlshaber der Bogenschützen, seinen Kommandostab freudig in die Luft. Die ganze englische Mannschaft kniete nieder, berührte den Boden mit dem

Munde zum Zeichen der Besitznahme des Landes, erhob sich dann wieder unter lautem Freudengeschrei und eröffnete den Angriff auf die Franzosen.

Jedem Bogenschützen war ein großer mit Eisen beschlagener Stab mit dem Befehl in die Hände gegeben: diesen Stab in den Erdboden zu stecken, den Pfeil abzuschießen und dann, sobald die französischen Reiter herankämen, sich zurückzuziehen. Indem jene hochmüthigen Edelleute, welche die Ordnung der englischen Bogenschützen zu durchbrechen und sie mit ihren ritterlichen Lanzen gründlich zu verderben gedachten, jetzt herangeritten kamen, da wurden sie mit einer solchen verfinsternden Wolke von Pfeilen empfangen, daß sie zerstoben und Kehrt machten. Und nun stürzten Pferde und Menschen über einander. Es entstand eine gräßliche Verwirrung. Diejenigen, welche sich zu einem neuen Angriff auf die Bogenschützen wieder sammeln wollten, geriethen zwischen jene auf dem schlüpfrigen und sumpfigen Boden eingesteckten Stäbe und kamen dergestalt in Unordnung, daß die englischen Bogenschützen — die gar keine Waffenrüstung hatten und jetzt selbst ihren ledernen Ueberwurf auszogen, um sich freier bewegen zu können — sie aus einander sprengten und unter ihnen eine fürchterliche Niederlage anrichteten. Nur drei französische Reiter geriethen über die Stangen hinaus und wurden auf der Stelle niedergemacht. Während dieser ganzen Zeit watete die dichte Hauptmacht der französischen Armee mit ihrer schweren Waffenrüstung bis an die Knie im Moraste, während die leichten englischen Bogenschützen, halb entkleidet, so behende und munter waren, als ob sie auf einem Marmorboden kämpften.

Hierauf kam aber die zweite französische Heeresabtheilung in einer festen geschlossenen Masse zur Hülfe der ersten heran. Sie wurde von den Engländern unter der Anführung ihres Königs sofort angegriffen und damit eröffnete sich der mörderischste Theil der Schlacht. Des Königs Bruder, der Herzog von Clarence, wurde zu Boden gehauen und von einer Anzahl Franzosen umringt; aber König Heinrich nahm seine Stelle neben der Person des Herzogs und focht wie ein Löwe, bis jene zurückgeschlagen waren.

In diesem Moment stürmte eine kleine aus achtzehn französischen Rittern bestehende Schaar unter dem Banner eines französischen Großen heran, der einen Eid geschworen hatte den englischen König entweder niederzumachen oder gefangen zu nehmen. Wirklich traf einer aus dieser Schaar den König mit einem so heftigen Streiche seiner Streitaxt, daß er taumelnd in die Knie sank. Allein unverzüglich schaarten sich seine treuen Männer um ihn und tödteten jene achtzehn Ritter bis auf den letzten Mann, so daß jener französische Große seines Eidschwures fehlging.

Als der Herzog von Alençon dieß gewahrte, machte er noch einen letzten verzweifelten Angriff, bahnte sich einen Weg bis ganz nahe zur königlichen Standarte von England. Er traf den Herzog von York, der in der Nähe stand, und hieb dem Könige, indem dieser in Person zur Hülfe des Herzogs herbeieilte, ein Stück aus der Krone, die er auf seinem Helme trug. Allein dieß ist auch der letzte Streich gewesen, den er in dieser Welt geführt hat; denn indem er gerade im Begriff stand, sich zu erkennen zu geben und sich dem Könige zu überliefern, und der König eben seine Hand ausstreckte um jenes Erbieten durch eine

verbürgte und ehrenvolle Annahme zu entgegnen, fiel er mit unzähligen Wunden bedeckt todt auf den Boden nieder.

Der Fall dieses Edelmannes entschied die Schlacht. Die dritte Abtheilung des französischen Heeres, welche noch gar nicht im Gefecht gewesen war und allein die ganze englische Streitmacht an Zahl um das Doppelte übertraf, stob auseinander und floh. Die Engländer, welche bis dahin noch keine Gefangene gemacht hatten, fingen jetzt an, deren in unermeßlicher Zahl zu ergreifen. Während sie damit beschäftigt waren Alle zu tödten, die sich nicht ergeben wollten, erhob sich plötzlich ein gewaltiges Lärmen jenseit des französischen Lagers: man sah ihre fliehenden Banner plötzlich Halt machen, schon gab Heinrich in der Voraussetzung, daß eine bedeutende Verstärkung der Franzosen eingetroffen sein müßte, den Befehl, sämmtliche Gefangene nieder zu machen. Sobald sich jedoch ergab, daß dieses Lärmen lediglich durch einen Haufen plündernder Bauern verursacht war, wurde dem schrecklichen Blutbade sofort Einhalt gemacht.

Nach diesen Begegnissen ließ Heinrich den französischen Herold rufen und fragte ihn: wem der Sieg gehöre?

Der Herold antwortete: „dem Könige von England."

Darauf sagte der König weiter: „wir unsererseits haben dieß Gemetzel und Blutbad nicht angerichtet. Der Zorn des Himmels über die Sünden Frankreichs ist es, der das gethan. Welches ist der Name jener Burg da drüben?"

Der Herold antwortete: „Majestät, es ist die Burg von Azincourt."

„Wohlan," fuhr der König fort, „von jetzt an soll

diese Schlacht bei der Nachwelt unter dem Namen der Schlacht bei Azincourt genannt werden."

Unter unsern englischen Historikern ist indeß die Form „Agincourt" aufgekommen und unter diesem Namen wird jene Schlacht auf immer in den Jahrbüchern der englischen Geschichte glänzen.

Der Verlust auf Seiten der Franzosen war außerordentlich groß. Drei Herzöge wurden getödtet, zwei gefangen genommen; sieben Grafen wurden getödtet, drei gefangen genommen; 10,000 Ritter und Edelleute lagen als Leichname auf dem Schlachtfelde. Der Verlust der Engländer belief sich auf 1600 Mann, unter ihnen der Herzog von York und der Graf von Suffolk.

Der Krieg ist ein entsetzliches Ding. Es ist ergreifend zu lesen, wie die Engländer am nächsten Morgen der Pflicht oblagen, jene tödtlich Verwundeten, die sich noch im Todeskampfe auf dem Boden des Schlachtfeldes umherwanden, vollends umzubringen; wie die Leichname auf französischer Seite von ihren eignen Landsleuten, Bauern und Bauerfrauen, entkleidet und darnach in großen Gruben begraben wurden; wie man die Leichname auf englischer Seite in einer großen Scheune aufschichtete, um dann insgesammt die Leichen mit dem Gebäude von den Flammen verzehren zu lassen. In der That, in solchen Dingen und in manchem, was noch schrecklicher zu erzählen ist, liegt das eigentlich verwüstende und verderbende Element des Krieges. Es giebt nichts, was den Krieg seiner Gräßlichkeit entkleiden könnte. Allein diese finstere Seite wird viel zu leicht genommen und schnell vergessen; es haftete kein Schatten jener Qualen in dem englischen Volke, ausgenommen etwa

bei denjenigen, die ihre Freunde oder Verwandten in den Gefechten verloren hatten. Die Engländer bewillkommneten ihren König bei seiner Rückkehr mit lautem Jauchzen und Jubelgeschrei; sie wateten ins Wasser, um ihn auf ihren Schultern ans Ufer zu tragen, und strömten bei jeder Stadt, durch welche er kam, in hellen Schaaren zusammen um ihn zu begrüßen; sie ließen reiche Teppiche und seidene Tapeten aus den Fenstern wehen; sie bestreuten die Straßen mit Blumen und ließen die Fontainen von Wein strömen wie das große Schlachtfeld von Agincourt von Blut geströmt hatte.

Zweite Abtheilung.

Jener übermüthige und verderbte französische Adel, der sein Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, und von einem Tage zum andern wie von einem Jahre in das andre mit immer tieferem Haß und Abscheu in den Herzen des französischen Volkes betrachtet wurde, nahm selbst aus jener Niederlage von Agincourt für sich keine Lehre. Ja, diese Edelleute waren so weit entfernt, sich jetzt gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen, daß sie vielmehr unter einander — so weit dieß irgend möglich war — feindseliger, blutdürstiger und hinterlistiger wurden als je zuvor. Der Graf von Armagnac überredete den französischen König, die Königin Isabella von Bayern ihrer Schätze zu berauben und sie in Haft zu bringen. Und diese Königin, welche bisher die bitterste Feindin des Herzogs von

Burgund gewesen war, entschloß sich aus Rache zu einer Vereinbarung mit diesem Herzog. Er machte einen Angriff auf ihre Leibwache, brachte sie in Person nach Troyes, wo sie sich selbst als Regentin von Frankreich ankündigte und ihn zu ihrem Lieutenant ernannte. Die Parthei der Armagnacs war zu jener Zeit im Besitz von Paris. Allein es erfolgte jetzt, daß in einer bestimmten Nacht den Soldaten des Herzogs heimlich eines der Thore geöffnet und ihnen Gelegenheit gegeben wurde, sich in die Stadt zu werfen. Sie brachten darauf alle Armagnacs, deren sie irgend habhaft werden konnten, in die Gefängnisse und einige Nächte später erbrachen sie unter dem Beistande eines wüthenden Pöbels von 10,000 Menschen die sämmtlichen Gefängnisse und tödteten jene alle. Der frühere Dauphin war bereits verstorben und dieser Titel auf den dritten Sohn des Königs übergegangen. Während nun jene mörderische Scene ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde dieser Dauphin durch einen französischen Ritter aus dem Bette geholt, mit einem Bettuch umhüllt und nach Poitiers entführt. So kam es dahin, daß der Dauphin zu Poitiers als der wirkliche Regent des Königthums ausgerufen wurde, während die rachsüchtige Isabella, nachdem das Blutbad unter ihren Feinden beendigt war, mit dem Herzoge von Burgund triumphirend in Paris einzog.

König Heinrich war inzwischen seit seinem Siege bei Agincourt nicht müßig gewesen, sondern hatte einen nicht ohne Tapferkeit ausgeführten Versuch der Franzosen zur Wiedereinnahme von Harfleur zurückgeschlagen, allmählig einen großen Theil der Normandie erobert und in jenen verhängnißvollen Tagen die wichtige Stadt Rouen nach einer sechs-

monatlichen Belagerung eingenommen. Dieser schwere Verlust ging den Franzosen so sehr zu Herzen, daß der Herzog von Burgund einen Congreß zur Unterhandlung des Friedens zwischen den Königen von England und Frankreich vorschlug. Zum Ort der Zusammenkunft wurde eine Ebene am Seinestrome bestimmt. An dem verabredeten Tage erschien der König Heinrich mit seinen beiden Brüdern Clarence und Gloucester nebst einer Escorte von 1000 Mann. Der unglückliche König von Frankreich konnte nicht in Person erscheinen, weil er an jenem Tage mehr als gewöhnlich seiner Geisteskräfte beraubt war; dagegen erschien die Königin und mit ihr die Prinzessin Catharine, eine höchst liebenswürdige Erscheinung, die auf den König Heinrich jetzt bei ihrer ersten Begegnung sogleich einen tiefen Eindruck machte. Dieß ist indeß auch das folgenreichste Begegniß jener Zusammenkunft gewesen. — Zu jener Zeit schien es für einen französischen Edelmann in der That eine Unmöglichkeit zu sein, dem gegebenen Ehrenworte in irgend einer Beziehung treu zu bleiben. Dieß wurde Heinrich an dem Herzoge von Burgund gewahr, den er während jenes entscheidenden Zeitpunktes in heimlichem Verständniß mit dem Dauphin ertappte. Diese Entdeckung bewog ihn auf der Stelle, die angeknüpfte Unterhandlung abzubrechen.

Nachdem dies geschehen war, waren beide der Herzog von Burgund und der Dauphin — sie hatten die besten Gründe einander mit dem Mißtrauen eines adligen Bösewichts mitten in einer Gesellschaft adliger Bösewichte zu betrachten — in Verlegenheit hinsichtlich der weiter zu ergreifenden Maßregeln. Zuletzt kamen sie überein, an einer Brücke des Flußes Yonne zusammen zu kommen. Um

für diese Begegnung die möglichste Sicherstellung zu bewirken wurden zwei feste Zugänge zu einem zwischen denselben befindlichen leeren Raum angelegt und weiter die Verabredung getroffen: daß der Herzog zuerst mit nicht mehr als zehn Mann durch den einen jener beiden Zugänge in dem bestimmten Raume erscheinen, und hierauf der Dauphin nur mit zehn Mann, und mit nicht mehr, von dem andern Zugange aus denselben Raum betreten sollte.

So weit blieb der Dauphin bei seinem Wort, aber freilich nicht weiter. Während der Herzog von Burgund sich bei dem Akt der Unterredung vor ihm auf seine Knie niedergelassen hatte, schlug einer der adelichen Bösewichter in der Umgebung des Dauphin den Herzog mit einer kleinen Axt zu Boden und die Uebrigen gaben ihm eiligst den Rest.

Vergebens suchte der Dauphin vorzuwenden, daß diese niedrige Mordthat nicht mit seiner Einwilligung verübt sei; die That war selbst für Frankreich zu frevelhaft und erregte einen allgemeinen Abscheu. Der Erbe des Herzogs beeilte sich, mit dem Könige Heinrich einen Vergleich abzuschließen und die Königin von Frankreich übernahm die Verbindlichkeit, ihren Gemahl zur Einwilligung in diesen Vergleich, wie derselbe auch ausfallen möge, zu bewegen. Heinrich schloß Frieden unter den Bedingungen: daß er die Hand der Prinzessin Catharine erhalte und so für die noch übrige Lebenszeit des Königs zum Regenten, nach dessem Tode aber zum Erben des französischen Thrones erklärt werde. Bald darauf vermählte er sich mit der schönen Prinzessin und führte sie stolz nach England heim. Dort

wurde sie unter den glänzendsten Ehrenbezeugungen und Huldigungen gekrönt.

Dieser Friede erhielt den Namen des „ewigen Friedens"; wir werden in der Folge sehen, wie lange er gedauert hat. Das französische Volk nahm ihn mit der lebhaftesten Freude auf, obgleich es dermaßen verarmt und heruntergekommen war, daß zur Zeit der königlichen Vermählungsfeier viele vor Mangel und Elend mit dem Tode ringende Menschen auf den Düngerhaufen in den Straßen von Paris erblickt wurden. Zwar regte sich seitens der Parthei des Dauphin in wenigen einzelnen Landschaften von Frankreich noch einiger Widerstand, allein das Alles wurde durch den König Heinrich gänzlich niedergeschlagen.

Ihm schien jetzt in der That die glänzendste Zukunft sich zu öffnen. Er hatte seine großen Besitzungen in Frankreich gesichert; er hatte seine schöne Gemahlin, das Glück seines Lebens, heimgeführt; ein Sohn, der ihm geboren war, schien noch höheres Glück zu verkünden. Aber mitten in der Fülle seines Triumphes, auf dem Höhenpunkte seiner Macht ereilte ihn der Tod, und — sein Tagewerk war vollbracht. Als er zu Vincennes auf das Krankenlager hingestreckt wurde und erkannte, daß seine Wiedergenesung unmöglich sei, erschien er in hohem Grade ruhig und gefaßt. Er sprach denjenigen heiter zu, die an seinem Bette weinten und erklärte, daß er seine Gemahlin und sein Kind der liebenden Fürsorge seines Bruders, des Herzogs von Bedford, und seinen übrigen getreuen Edelleuten anvertraue. Er gab ihnen den Rath: England möge mit dem neuen Herzoge von Burgund in ein freundliches Verhältniß treten und ihm die Regentschaft in Frankreich anbieten. Die in der

Schlacht von Agincourt gefangenen königlichen Prinzen möge man nicht freilassen; und für England, was für Zerwürfnisse mit Frankreich daraus auch immer entspringen möchten, keinen Frieden annehmen, in welchem nicht der Besitz der Normandie bestätigt werde. Hierauf legte er sein Haupt nieder und forderte die anwesenden Priester zum Absingen der Bußpsalmen auf. Umgeben von diesen heiligen Tönen gab Heinrich der Fünfte seinen Geist auf am 23. August 1422, als er erst im 45sten Lebensjahre und im zehnten seiner Regierung stand.

Der einbalsamirte Leichnam des Königs wurde unter der Prozession eines langsamen feierlichen Trauerzuges mit außerordentlichem Gepränge nach Paris und von dort nach Rouen gebracht. Hier weilte die Königin, vor welcher man einige Tage hindurch die erschütternde Botschaft des erfolgten Ablebens verborgen gehalten hatte. Von dort wurde der Verblichene, auf einem Bette von Carmoisin und Gold liegend, mit einer goldnen Krone auf seinem Haupte, mit einer goldnen Kugel und dem Scepter in seinen starren Händen, nach Calais geleitet. Der dem Gefolge sich anschließende lange Zug war so dicht gedrängt, daß der Weg schwarz gefärbt zu sein schien. Der König von Schottland eröffnete die Reihen der Leidtragenden; ihm folgte der ganze königliche Hofstaat. Die Ritter trugen schwarze Rüstungen und schwarze Federbüsche. Eine zahlreiche Schaar von Männern trug Fackeln, welche die Nacht mit Tageshelle durchleuchteten; am Ende des Zuges folgte als die letzte die verwittwete Prinzessin. In Calais wartete eine Flotte, um die königliche Leiche mit dem ganzen Gefolge nach Dover hinüberzubringen. Während der Zug sich über die Londoner

Brücke bewegte, wurde an derselben die Todtenmesse gesungen. So gelangte der Leichnam Heinrichs V. nach der Westminster-Abtei, wo die Beisetzung unter hohen Ehrenbezeugungen begangen wurde.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

England unter Heinrich dem Sechsten.

1422 — 1461.

Erste Abtheilung.

Es war der Wunsch des verstorbenen Königs gewesen, daß der Herzog von Gloucester während der Minderjährigkeit seines damals neun Monate alten Kindes, des Königs Heinrich des Sechsten, zum Regenten ernannt werden möchte. Das englische Parlament zog es jedoch vor, einen Regentschaftsrath unter dem Vorsitze des Herzog von Bedford zu ernennen und dem Herzog von Gloucester lediglich die Vertretung im Vorsitze während etwaiger Abwesenheit oder Behinderung des Herzogs von Bedford vorzubehalten. Diese Maßregel scheint von dem Parlamente mit weisem Vorbedacht ergriffen zu sein, denn Gloucester zeigte sich sofort ehrgeizig und händelsüchtig. Den Herzog von Burgund, mit welchem man schwer zu einer Einigung gelangt war, beleidigte er um seiner persönlichen Absichten willen auf eine gefahrbringende Weise.

Nachdem der Herzog von Burgund die Regentschaft von Frankreich abgelehnt hatte, wurde sie von dem unglücklichen französischen Könige dem Herzoge von Bedford übertragen. Kaum war inzwischen nach zwei Monaten der Tod des Königs von Frankreich erfolgt, als der Dauphin unverzüglich mit seinen Ansprüchen auf den französischen Thron hervortrat und wirklich unter dem Namen Carls des Siebenten gekrönt wurde. Um ihm das Gegenspiel halten zu können knüpfte der Herzog von Bedford ein Freundschaftsbündniß mit den Herzogen von Burgund und von der Bretagne an, indem er ihnen seine beiden Schwestern zur Ehe gab. Der Krieg mit Frankreich wurde demzufolge auf der Stelle wieder erneuert und der ewige Friede erreichte somit eine frühzeitige Endschaft.

In dem ersten Feldzuge waren die englischen Waffen, indem ihnen auch die durch das Bündniß gewährte Unterstützung zu Statten kam, von raschen Erfolgen begleitet. Da nun aber Schottland den Franzosen 5000 Mann Hülfstruppen geschickt hatte und sich geneigt zeigte, deren entweder mehr nachzuschicken oder, während England durch den Krieg mit Frankreich beschäftigt war, das nördliche England anzugreifen: wurde es für die beste Auskunft erachtet, dem seit so langer Zeit in Haft gehaltenen schottischen Könige Jacob gegen die Erlegung von 40,000 Pfund für neunzehnjährigen Unterhalt und Wohnung seine Freiheit zu geben; wobei man ihm zugleich die Verpflichtung abnöthigte, seine Unterthanen vom Kriegsdienst unter den französischen Fahnen zurückzuhalten. In den Erzählungen dieser Vorgänge kann man nicht ohne lebhafte Theilnahme lesen, daß der liebenswürdige Gefangene nicht nur zuletzt unter jenen

Bedingungen seine Freiheit gewann, sondern daß er auch ein englisches Edelfräulein, dem er schon lange seine Zuneigung geschenkt hatte, zur Gemahlin genommen hat, und ein vortrefflicher König geworden ist. Nicht ohne Schmerz drängen sich mir bei dieser Gelegenheit die Erinnerungen auf, wie so manche Könige uns in dieser Geschichte bereits entgegengetreten sind und wie wir deren selbst noch einige mehr kennen lernen werden, denen ungleich besser gedient gewesen, und von welchen die Welt um vieles glücklicher verlassen worden wäre, wenn man auch sie neunzehn Jahre eingesperrt gehalten hätte.

Im zweiten Feldzuge gewannen die Engländer einen sehr bedeutenden Sieg bei Verneuil. Diese Schlacht ist unter anderm ganz besonders dadurch merkwürdig geworden, daß die Engländer in derselben auf das sonderbare Manoeuvre verfielen, ihre Bagagepferde mit den Köpfen und Schwänzen zusammenzubinden und sie mit dem zwischen hineingesteckten Gepäck gleichsam ganz zu verbarrikadiren, so daß sie in eine Art lebendiger Festung verwandelt wurden; man glaubte zwar entdeckt zu haben, daß dieß Verfahren den Truppen vortrefflich zu statten kam, allein den Pferden kann es doch schlechterdings nichts weniger als angenehm gewesen sein. In den folgenden drei Jahren wurde wenig ausgerichtet, weil man für den Krieg, der immer eine kostspielige Sache ist, von beiden Seiten zu arm war. Darauf wurde dann ein Kriegsrath zu Paris gehalten und in demselben beschlossen, zur Belagerung der festen Stadt Orleans zu schreiten, deren Besitz für die Sache des Dauphin von äußerster Erheblichkeit war. Zur Ausführung dieses Unternehmens wurde eine englische Streit-

macht von 10,000 Mann unter den Befehlen eines damaligen berühmten Generals von Salisbury abgeschickt, der indessen das Mißgeschick hatte, im Anfang der Belagerung getödtet zu werden. An seine Stelle trat der Graf von Suffolk, welcher sich jener bekannten durch Sir John Falstaff herbeigebrachten Verstärkung und Zufuhr zu erfreuen hatte. Nachdem Falstaff nämlich die Franzosen, welche jenen Proviant abzuschneiden versuchten, zurückgeschlagen, erschien er jetzt — aus einem heißen Scharmützel, welches später scherzweise die Häringsschlacht genannt wurde — an der Spitze eines Zuges von vierhundert Wagen mit gesalzenen Häringen und anderen Lebensmitteln für die Soldaten, siegreich in dem englischen Lager. — Fortan wurde die Stadt Orleans so vollständig eingeschlossen, daß die Belagerten sich zu der Bedingung herbeiließen, Stadt und Festung ihrem Landsmanne, dem Herzog von Burgund, zu übergeben. Allein der englische Feldherr erwiederte, nachdem die Engländer mit ihrem Blut und ihrer Tapferkeit Orleans so weit gewonnen hätten, solle es auch den Engländern übergeben werden. Unter diesen Umständen schien jede Hoffnung für die Stadt und für den Dauphin verloren; derselbe beschäftigte sich bereits in seiner Verzweiflung mit dem Gedanken, nach Schottland oder Spanien zu entfliehen: — als plötzlich ein Bauermädchen auftrat und der ganzen Lage der Dinge eine neue Wendung gab.

Die Geschichte dieses Bauermädchens werde ich also zunächst zu erzählen haben.

Zweite Abtheilung.

Geschichte der Johanna d'Arc.

In einem entlegenen, zwischen einer Anzahl von wilden Hügeln der Provinz Lothringen versteckten Dorfe lebte ein Bauersmann Namens Jacob d'Arc mit einer Tochter Johanna, welche um jene Zeit in ihr zwanzigstes Jahr getreten war. Seit der frühsten Kindheit hatte dieses Mädchen ein einsames Leben geführt. Johanna hatte ihre Schaf- und Rindviehheerden oft ganze Tage lang an Orten gehütet, wo keine menschliche Gestalt sich sehen und keine menschliche Stimme sich hören ließ. Stundenlang hinter einander hatte sie oft in der düstern menschenleeren Capelle des Dörfleins gekniet, und unverwandt ihr Auge auf den Altar und auf die mattschimmernde Lampe geheftet, bis sie gespensterhafte Bilder in ihrer Nähe stehen sah und sogar deren Stimmen deutlich vernahm. Die Einwohner dieses Theiles von Frankreich waren in jenen Zeiten äußerst unwissend und abergläubisch; sie erzählten unter einander viele Geistergeschichten aus ihren Träumen und aus Gesichten, welche ihnen inmitten der einsamen Hügel entgegengetreten waren, wenn die Wolken und Nebel auf ihnen lagen. Daher mochten sie auch leicht glauben, daß Johanna außerordentliche Erscheinungen gehabt habe und sie raunten unter einander in schüchterner Zutraulichkeit allerlei Erzählungen, wie Engel und Geister mit ihr gesprochen hätten.

Zuletzt erzählte Johanna ihrem Vater, eines Tages sei ihr plötzlich ein großes überirdisches Licht erschienen und sie

habe hernach eine feierliche Stimme gehört, welche sich als die Stimme des heiligen Michael bekannt und ihr verkündet hätte: daß sie sich aufmachen solle, um dem Dauphin zur Hülfe zu kommen. Bald nach diesem Gesicht, erzählte sie weiter, seien ihr auch die heilige Catharine und die heilige Margarethe mit glänzenden Kronen auf ihren Häuptern erschienen und hätten sie ermahnt tugendhaft und entschlossen zu sein. Erscheinungen solcher Art hätten sich einige Male, die Stimmen aber sehr oft wiederholt; und diese Stimmen riefen ihr immerfort zu: „Johauna, du bist vom Himmel ersehen, dem Dauphin zu Hülfe zu kommen!“ Und diese Worte höre sie zumal während des Glockengeläuts der Capelle fast unausgesetzt.

Darüber kann nun kein Zweifel sein, daß Johanna alles dieses wirklich zu sehen und zu hören geglaubt hat. Es ist männiglich bekannt, wie solche Täuschungen auf einer keineswegs ungewöhnlichen krankhaften Verstimmung beruhen. Daß in der kleinen Kapelle Bildsäulen des heiligen Michael und der heiligen Katharina vorhanden gewesen sind, ist wahrscheinlich genug; und ohne Zweifel trugen sie dort jene strahlenden Kronen auf ihren Häuptern, welche bei Johanna die Gedankenbilder dieser drei Personen zuerst entzündet haben mögen. Lange Zeit hindurch giebt sie sich als ein träumerisches von Einbildungen bewegtes Mädchen, und obgleich sie ein sehr gutes Mädchen war, kann ich doch nicht umhin hinzuzufügen, daß sie von einer gewissen kleinen Eitelkeit und Lüsternheit, sich einen Namen zu machen, nicht ganz frei gewesen ist. — Johanna's Vater, der einigermaaßen verständiger war als seine Nachbarn, erklärte ihr: „ich sage dir Johanna, dies alles ist nur deine Einbildung.

Du würdest weit besser aufgehoben sein, wenn du als sorgsame Hausfrau deine Gedanken darauf richten könntest, dich der Welt nützlich zu machen!" Allein Johanna erwiederte ihm entschiedenen Sinnes: daß sie ein Gelübde gethan habe, niemals eine Frau zu werden, daß sie dem Winke des Himmels Folge leisten und sich aufmachen müsse, dem Dauphin zu Hülfe zu kommen.

Zum Nachtheil für die Ueberredungs-Versuche ihres Vaters, und zumal zum größten Nachtheil und Unglück für das arme Mädchen ereignete es sich, daß eine Abtheilung des dem Dauphin feindlichen Heeres den Weg zu diesem stillen Dorfe gefunden hatte, die Kapelle niederbrannte und die Einwohner verjagte, während Johanna's geistiger Zustand auf jenen Punkt gekommen war. Indem Johanna solche Grausamkeiten begehen sah, wurde ihr Herz erschüttert und ihr Zustand verschlimmerte sich. Sie verkündete daß sie sich von jenen Stimmen und Gestalten jetzt unaufhörlich umgeben sehe, welche ihr erklärten: sie sei das Mädchen, welches einer alten Prophezeihung zufolge Frankreich befreien solle; sie müsse sich aufmachen, um dem Dauphin zu Hülfe zu kommen und mit ihm bleiben, bis er zu Reims gekrönt sein werde; einen weiten Weg habe sie zu machen zu einem Edelmann Namens Baudricourt, der sie zum Dauphin geleiten könne und wolle.

Als ihr Vater immer noch bei seinen Worten blieb: „ich sage dir Johanna, es ist nur deine Einbildung," machte sie sich in Begleitung eines Oheims — es war der arme Rademacher und Karrenverfertiger des Dorfes, der mit ganzer Seele an ihre Erscheinungen glaubte — auf den Weg, um jenen Edelmann aufzusuchen. Sie hatten eine weite

Reise zurückzulegen und wanderten fort und fort, durch eine wilde Gegend, welche bald von den Truppen des Herzogs von Burgund, bald von Räubern und Landstreichern aller Art durchzogen war, bis sie endlich dahin kamen, wo dieser Edelmann wohnte.

Als diesem Edelmann von seinen Dienstboten gemeldet wurde, daß ein armes Bauermädchen Namens Johanna d'Arc in alleiniger Begleitung eines alten Dorfrademachers und Karrenverfertigers gekommen sei, welches ihn zu sehen wünsche, weil ihr der Auftrag geworden sei, dem Dauphin zu Hülfe zu kommen und Frankreich zu retten: da brach Baudricourt in ein lautes Gelächter aus und befahl das Mädchen zu entfernen. Allein gleich nachher hörte er so viel von ihrem Treiben in der Stadt, von ihren Gebeten in den Kirchen und von ihren Erscheinungen und wie sie Niemandem etwas Leides zufüge, daß er sie wieder herbeiholen ließ, um sie auszufragen. Und als er erkannte, daß sie ganz genau dasselbe sagte, nachdem sie mit dem heiligen Wasser tüchtig benetzt war, was sie schon vor dieser Benetzung gesprochen: da fing Baudricourt an zu denken, daß doch wohl etwas daran sein möge. Jedenfalls hielt er es der Mühe werth, sie nach der Stadt Chinon, dem damaligen Aufenthalte des Dauphin, zu senden. Er kaufte ihr zu dem Ende ein Pferd und ein Schwerdt und gab ihr zwei Schildknappen zum Geleit. Da die Stimmen Johannen verkündet hatten, daß sie sich nach Weise der Männer kleiden solle, so zog sie jetzt Mannskleider an, umgürtete sich mit dem Schwerdt, heftete Sporen an ihre Fersen, bestieg ihr Pferd und ritt mit ihren beiden Knappen fort. Ihr Oheim, der Rademacher, stand wie erstarrt und sah seiner

Nichte verwundert nach, bis sie ihm aus dem Gesicht kam; — dann ging er nach Hause zurück, — das Beste, was er thun konnte.

Johanna ritt mit ihren beiden Knappen immer weiter und weiter, bis sie nach Chinon kam, wo sie wirklich nach einigem Bedenken beim Dauphin vorgelassen wurde. Sie erkannte ihn sogleich aus der Umgebung seines ganzen Hofes heraus und verkündigte ihm, daß sie auf Befehl des Himmels erscheine, um seine Feinde zu demüthigen und ihn zur Krönung nach Reims zu führen. Sie verkündigte ihm ferner (oder er ließ, um auf seine Soldaten eine desto stärkere Wirkung hervorzubringen, aussprengen daß dieß so geschehen sei) eine Anzahl von Geheimnissen, die nur ihm bekannt waren, und fügte ferner noch hinzu, daß ein altes, altes Schwerdt mit fünf alten Kreuzen auf der Klinge in der Kathedrale der heiligen Katharina zu Fierbois vorfindlich sei, und daß ihr die heilige Katharina befohlen habe, sich mit diesem Schwerdte zu umgürten.

Nun wußte Niemand etwas von diesem alten Schwerdte, aber als man, was jetzt ohne Verzug geschah, dazu schritt die Kathedrale zu durchsuchen, da wurde dort, dies ist hinlänglich gewiß, das Schwerdt aufgefunden! Hierauf forderte der Bischof eine Anzahl glaubhafter Priester und Bischöfe auf, ihm ihre Meinung darüber kund zu thun: ob die Gaben dieses Mädchens von guten oder bösen Geistern ausgehen? Jene hielten über diese Frage erstaunlich lange Berathungen, bei welchen natürlich einige gelehrte Männer fast einschliefen und laut zu schnarchen anfingen. Zuletzt richtete ein grämlicher alter Edelmann an Johanna die Frage: „was für eine Sprache haben denn die Stimmen

geredet?" Als Johanna dem grämlichen alten Edelmann hierauf erwiederte: „eine ungleich lieblichere Sprache als die eure ist!" da kamen sie überein, daß dieß alles ganz richtig sei und daß Johanna d'Arc vom Himmel her Eingebungen erhalte. Diese wunderbare Fügung erfüllte die Soldaten des Dauphin, als sie davon hörten, mit neuem Muthe und brachte unter die englische Armee, welche Johanna als eine Hexe betrachtete, eine sehr gedrückte Stimmung hervor. So bestieg denn Johanna wiederum das Pferd und wieder ritt sie weiter und weiter bis sie nach Orleans kam. Aber wie sie jetzt ritt, war noch niemals ein Bauermädchen geritten. Denn sie saß auf einem weißen Kriegsrosse, in einer ihr angepaßten glänzenden Waffenrüstung, mit dem alten, alten Schwerdte aus der Kathedrale, welches neu aufgeputzt war, in ihrem Gürtel; eine weiße Fahne, auf welcher ein Bildniß Gottes und die Worte Jesus Maria erblickt wurden, flatterte vor ihr her. In diesem glänzenden Aufzuge an der Spitze gewaltiger Truppenschaaren, welche Lebensmittel aller Art für die darbende Einwohnerschaft mit sich führten, erschien sie vor jener belagerten Stadt.

Als das Volk von den Wällen herab sie erblickte, rief es ihr entgegen: „die Jungfrau ist gekommen! Die Jungfrau der Verheißung ist zu unsrer Befreiung gekommen!" Und diese Scene und der Anblick der Jungfrau, wie sie an der Spitze ihrer Mannschaft focht, brachte unter den Franzosen einen solchen hohen Muth hervor und erfüllte die Engländer dergestalt mit Grausen, daß die englische Verschanzungslinie schnell durchbrochen, die Truppen und Lebensmittel in die Stadt geführt und Orleans dadurch gerettet wurde.

Johanna — von jetzt an die Jungfrau von Orleans genannt — blieb nur wenige Tage innerhalb der Mauern von Orleans. Sie ließ Briefe in das feindliche Lager werfen, in welchen sie dem Lord Suffolk und seinen Engländern befahl, ihre Stellung vor der Stadt aufzugeben: denn das sei der Wille des Himmels. Als nun aber der englische Feldherr alle Zumuthungen auf den Glauben, als ob Johanna irgend etwas von dem Willen des Himmels wisse auf's Entschiedenste von sich wies: — (was übrigens auf die Stimmung seiner Soldaten auch nicht den mindesten Einfluß hatte, indem sie in ihrem verstockten Sinne bei der Erklärung festhielten: daß Johanna, wenn sie nicht himmlische Eingebungen habe, offenbar eine Hexe sei, und daß nichts dabei herauskommen könne, gegen eine Hexe zu fechten) — da bestieg sie wieder ihr weißes Kriegsroß und ließ das weiße Banner vor sich her wehen.

Die Belagerer waren im Besitz der Brücke so wie einiger starker Thürme auf derselben, und hier eröffnete die Jungfrau von Orleans gegen sie den Angriff. Vierzehn Stunden dauerte der Kampf. Johanna richtete mit eigner Hand eine Sturmleiter auf und erkletterte eine Mauer des Thurmes, aber sie wurde von einem englischen Pfeile in den Nacken getroffen und stürzte in den Laufgraben zurück. Man trug sie hinweg; der Pfeil wurde herausgezogen. Während dieser Operation weinte und schrie sie vor Schmerz, wie auch jedes andre Mädchen gethan haben würde. Darauf aber verkündigte sie sogleich wieder, daß jene Stimmen zu ihr sprächen und ihr die Ruhe zum Schlummer einflößten. Nach einer Weile sprang sie auf und wiederum war sie voran im Kampfe. Als die Eng-

länder, welche sie fallen sehen und sie für todt gehalten hatten, dieses gewahr wurden, fühlten sie sich von der seltsamsten Bangigkeit ergriffen. Einige von ihnen schrien: sie sähen den heiligen Michael auf einem weißen Pferde (wahrscheinlich mochte dieß Johanna selbst sein!), wie er für die Franzosen kämpfe. Sie verloren die Brücke, sie verloren die Thürme, legten am Tage darauf die ganze Reihe der Verschanzungen in Feuer und verließen den Platz.

Allein Lord Suffolk zog sich nicht weiter als bis zu der Stadt Jargeau zurück, welche nur fünf englische Meilen entfernt war. Dort wurde er von der Jungfrau von Orleans belagert und gefangen genommen. Als das weiße Banner die Mauer hinan kletterte, wurde sie von einem Stein auf dem Kopf getroffen und taumelte wieder in den Laufgraben hinab; allein während sie diesmal dort lag, rief sie nur immerfort: „frisch auf! frisch auf, meine Landsleute! fürchtet nichts, denn der Herr hat sie in eure Hand gegeben!" Nach diesem neuen Erfolge der Jungfrau wurde eine Anzahl andrer Festungen und Plätze, welche sich früher gegen den Dauphin gehalten hatten, ohne Kampf überliefert. Bei Patay schlug sie den übrigen Theil des englischen Heeres auf's Haupt und pflanzte ihr siegreiches weißes Banner über einem Schlachtfelde auf, welches zwölfhundert erschlagene Engländer bedeckten.

Jetzt drang sie in den Dauphin (der sich immer fern zu halten pflegte, wo es irgend zum Schlagen kam) nach Reims vorzurücken: denn jetzt sei der erste Theil ihrer Sendung bereits erfüllt, und es komme darauf an, ihr Werk durch die Krönung in Reims zu vollenden. Der Dauphin verfuhr hierbei aber nicht mit besonderer Eile,

denn der Weg nach Reims war sehr weit und die Engländer waren mit dem Herzoge von Burgund noch mächtig in den Landschaften, welche auf demselben zurückzulegen waren. Indessen setzten sie sich doch mit 10,000 Mann in Bewegung und wiederum ritt die Jungfrau von Orleans fort und fort auf ihrem weißen Streitroße und in ihrer glänzenden Rüstung. Sobald sie zu einer Stadt kamen, die sich leicht ergab, glaubten die Soldaten an ihre höhere Sendung; aber so oft sie zu einer Stadt kamen, die ihnen irgend Mühe oder Kampf kostete, erhob sich unter ihnen ein Gemurmel: daß sie eine Betrügerin sei. Letzteres war ganz besonders bei Troyes der Fall; allein auch diese Stadt ergab sich zuletzt durch die Macht der Ueberredungskunst eines dortigen Mönches Namens Richard. Dieser Bruder Richard hegte zuerst den alten Zweifel an der Jungfrau von Orleans, bis er sie tüchtig mit dem heiligen Wasser benetzt hatte und — eben so die Schwelle des Thores, durch welches sie in die Stadt einzog. Als er nun erkannte, daß diese Benetzungen weder bei ihr noch bei dem Thore eine Veränderung hervorbrachten, erklärte er, wie früher jener finstre alte Edelmann erklärt hatte: es habe alles seine Richtigkeit; und er wurde fortan ihr enger Verbündeter.

So kam die Jungfrau von Orleans mit dem Dauphin und mit den 10,000 bald gläubigen bald auch wieder ungläubigen Soldaten, indem sie fort und fort ritten, zuletzt nach Reims. Und in der großen Kathedrale von Reims wurde der Dauphin wirklich vor einer großen Versammlung des Volkes zum König Karl dem Siebenten gekrönt. Darauf warf sich die Jungfrau, welche mit ihrem weißen

Banner in jener Stunde des Triumphs neben dem Könige stand, zu seinen Füßen auf den getäfelten Boden der Kirche nieder und versicherte unter Thränen: jetzt sei alles geschehen, was ihr durch höhere Eingebung aufgetragen worden, sie sehne sich nach keiner andern Belohnung, als nach der Erlaubniß, jetzt in ihre ferne Heimath zu ihrem hartnäckig in seinem Unglauben verharrenden Vater so wie ihrem ersten einfachen Begleiter, dem Rademacher und Karrenverfertiger des Dorfes, zurückkehren zu dürfen. Aber der König sprach „Nein!", machte sie und ihre Familie so edel, als dieß in der Macht eines Königs stand, und setzte ihr ein gräfliches Einkommen aus.

Ach wie glücklich wäre es für die Jungfrau von Orleans gewesen, hätte sie an jenem Tage ihre ländliche Kleidung wieder angethan und wäre sie zu der kleinen Kapelle und den wildbewachsenen Hügeln ihres Geburtsortes zurückgekehrt und hätte alle jene Dinge vergessen und wäre eines guten Mannes Hausfrau geworden und hätte keine wunderliche Stimmen mehr gehört als die kleiner Kinder!

Allein dieß sollte aber nicht so kommen; sie stand noch ferner dem Könige mit ihrer Hülfe zur Seite (sie that im Bunde mit dem Bruder Richard die Möglichkeit für ihn!), suchte den Lebenswandel der ungezügelten Soldaten zu bessern, während sie selbst ein frommes, bescheidenes, über alle Selbstsucht und über alle Verdächtigung erhabenes Leben führte. Und noch oftmals flehete sie den König an, daß er sie wieder in ihre Heimath ziehen lassen möge; ja einmal ging sie so weit, daß sie ihre glänzende Rüstung wirklich ablegte und in einer Kirche aufhing mit dem festen Entschluß, niemals sich wieder mit ihr zu bekleiden. Allein der

König brachte sie immer wieder von ihrem Vorhaben zurück, weil sie ihm noch immer nützlich wurde, und so ging sie fort und fort und unabwendbar ihrem Verderben entgegen.

Als nun der Herzog von Bedford, der ein außerordentlich tüchtiger Mann war, seine Thätigkeit für England entwickelte und durch sein Unternehmen, den Krieg wieder nach Frankreich zu versetzen und den Herzog von Burgund an sein gegebenes Bundeswort zu fesseln, den König Karl den Siebenten in die größte Verlegenheit und Bestürzung brachte: da fragte Karl die Jungfrau von Orleans einige Male, was ihre Stimmen zu diesen Ereignissen sagten? Allein die Stimmen waren (durchaus eben so wie sonst die gewöhnlichen Stimmen in verwickelten Zeiten) voll Widersprüche und verwirrt geworden, so daß sie bald dieß bald jenes aussagten und der Glauben an die Jungfrau von Tag zu Tag dahinschwand. König Karl rückte gegen Paris vor, welches ihm noch immer Widerstand leistete, und griff die Vorstadt St. Honoré an. Als Johanna in diesem Gefecht wiederum in den Laufgraben hinabstürzte, wurde sie von der ganzen Armee im Stich gelassen. Sie lag hülflos unter einem Haufen von Leichen, kroch aus demselben hervor so gut sie dazu im Stande war. Darauf gingen einige von Denjenigen, welche früher an sie geglaubt hatten, zu einer ihr gegenüber auffstehenden Jungfrau Catharina von La Rochelle über, welche sich für befähigt erklärte, vergrabene Schätze zu entdecken — obgleich sie dieß niemals durch die That bewährt hat — und als bald darauf Johanna zufälliger Weise das alte, alte Schwerdt, zerbrach erklärten Andere, daß mit diesem Schwerdt ihre Macht zerbrochen sei. Endlich wurde sie bei der Belagerung von

Compiegne, in welche Stadt sich der Herzog von Burgund geworfen hatte, auf eine schnöde Weise, nachdem sie viele tapfre Thaten verrichtet, bis auf den letzten Mann Angesichts des Feindes im Kampfe ausgeharrt hatte, beim Rückzuge von den fliehenden Soldaten hülflos verlassen. Ein feindlicher Bogenschütze riß sie von ihrem Pferde und brachte sie in Gefangenschaft.

O! des Aufhebens, welches jetzt gemacht wurde, und o! der Dankgesänge, die angestimmt wurden, um des Fanges dieses einen armen Landmädchens willen! O! des Verfahrens, durch welches sie von dem General-Inquisitor von Frankreich und von wer weiß welchen andern hochstehenden Männern auf die erhobenen Anklagen der Zauberei, Hexerei und Ketzerei und wer weiß welcher Dinge sonst noch vor Gericht gestellt wurde! Zuletzt kam es dahin, daß sie von dem Bischof von Beauvais für 10,000 Francs förmlich erkauft und in ein enges Gefängniß eingeschlossen wurde. Sie war jetzt wieder die schlichte „Johanna d'Arc" geworden und hörte sich nicht mehr „Jungfrau von Orleans" nennen.

Ich würde kein Ende finden, sollte ich des Weitern noch erzählen, in welcher Weise Johanna ausgeforscht, und wieder verhört wurde und wie man sie mit Kreuz- und Querfragen quälte und ängstete, um ihr Geständnisse über alle möglichen Dinge abzunöthigen, und wie alle Arten von Doktoren und Gelehrten ihren Beitrag lieferten, um ihr möglichst peinlich zu werden. Sechszehn Mal wurde sie herausgeschleppt und wieder eingesperrt und gepeinigt und in verfängliche Anklagen verwickelt, bis sie unter diesen wüsten Treibereien im Herzen erkrankte. Zum letzten Mal

wurde sie aus diesem Gefängnisse auf den in schauerlich ergreifender Weise hergerichteten Begräbnißplatz zu Rouen geführt; dort stand ein Schaffot, ein Schandpfahl mit Reisbündeln, ein Henker und eine Rednerbühne mit einem Mönch, der eine furchtbare Rede zu halten vorbereitet war. Es ist rührend zu lesen, wie das arme Mädchen selbst in dieser Lage den unwürdigen König noch geehrt hat, der sich ihrer für seine Zwecke bedient und sie so schnöde verlassen hatte; und wie sie noch muthvoll für ihn das Wort nahm, während sie sich mit den abscheulichsten Vorwürfen ohne Rückhalt überhäuft sah.

Es war natürlich, daß ein so jugendliches Wesen an seinem Leben hing. Um ihr Leben zu retten, unterzeichnete Johanna — da sie des Schreibens unkundig war, konnte sie nur ein Kreuz unterzeichnen — eine für diesen Zweck vorbereitete Erklärung, daß alle ihre Erscheinungen und Stimmen vom Teufel ausgegangen seien. Nachdem sie so den Inhalt ihres vergangenen Lebens widerrufen und betheuert hatte, niemals wieder Manneskleidung tragen zu wollen, wurde sie zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, um ihr Brodt in Trübsal zu essen und in Aengsten Wasser zu trinken.

Allein bei dem Brodte in Trübsal und unter dem Wasser in Aengsten kehrten ihr alsbald die Erscheinungen und Stimmen zurück. Dieß war nicht anders als naturgemäß, denn eine krankhafte Richtung solcher Art wird durch Fasten, durch Einsamkeit und Gemüthserschütterung gesteigert und befördert. Es verbreitete sich das Gerücht, daß Johanna sich von Neuem nicht nur mit himmlischen Eingebungen erfüllt glaubte, sondern daß sie auch in Manneskleidung

ertappt worden sei. Denn man hatte absichtlich einen Männeranzug im Gefängnisse zurückgelassen, um der Gefangenen eine Schlinge zu legen, und Johanna hatte denselben in ihrer Einsamkeit angezogen: sei es in den Erinnerungen ihrer Herrlichkeit in vergangenen Tagen, sei es, weil die Stimmen ihrer Einbildung es geheißen. — Dieß wurde als ein Rückfall zur Zauberei, Hexerei und Ketzerei und wer weiß zu welchen Verirrungen sonst noch angesehen. Johanna wurde nunmehr zum Feuertode verurtheilt und auf dem Marktplatze zu Rouen in jenem gräßlichen Aufzuge, welchen die Mönche für Schauspiele dieser Art erfunden hatten — während die Priester und Bischöfe von einer Gallerie herab zusahen, und nur einige Wenige unter ihnen die christliche Sinneszartheit hatten, sich zu entfernen, weil sie sich unfähig fühlten, den Anblick der schmachvollen Scene zu ertragen — unter lautem Schreien (man sah sie zuletzt hinter den Wolken des Rauches und der Flammen ein Crucifix in den Händen halten, und hörte sie mit durchdringender Stimme den Erlöser anrufen) zu Asche verbrannt. Die Asche wurde zwar in den Seinefluß geworfen; allein auch sie wird wieder aufstehen am jüngsten Tage, um ihre Mörder anzuklagen.

Seitdem Johanna in die Gefangenschaft gerathen war, hatte weder der französische König noch irgend sonst jemand an seinem Hofe für ihre Befreiung auch nur einen Finger ausgestreckt. Es könnte aber keineswegs als Entschuldigung für ein solches Benehmen angesehen werden, wenn sie sich darauf berufen wollten, daß sie niemals wirklich an ihre höhere Sendung geglaubt oder daß sie jene Siege durch eigne Geschicklichkeit und Tapferkeit erfochten hätten.

Denn je mehr sie die Miene annahmen, als glaubten sie, desto mehr mußten sie das arme Mädchen in ihrem Glauben an sich selbst bestärken. Dazu kommt, daß Johanna ihnen unwandelbar treu und unwandelbar tapfer gewesen war, und zugleich die edelste Aufopferung gezeigt hatte. Allein ist es ein Wunder, daß jene, die unter einander verrätherisch und hinterlistig waren in allen Dingen, die sich zu Verräthern gegen ihre Genossen, zu Verräthern gegen ihr Vaterland, zu Verräthern an dem Himmel und an der Erde gemacht hatten: sich zuletzt auch als Ausgeburten der Undankbarkeit und des treulosen Verraths an einem hülflosen Bauermädchen erwiesen haben?

In der malerischen Stadt Rouen, wo an den Thürmen der Kathedrale Unkraut und Gras üppig emporwachsen, wo die ehrwürdigen normannischen Straßen noch von dem segensreichen Sonnenlicht warm beschienen werden, obgleich jene mönchischen Inquisitionsflammen, die einst auf schaudererregende Weise aus ihnen gen Himmel stiegen, längst erkaltet sind: dort steht die Bildsäule der Johanna d'Arc in der Scene ihres letzten Todeskampfes auf jenem Platze, welcher von ihr seinen Namen trägt bis zu dieser Stunde. Manche Bildsäulen aus der neueren Zeit habe ich — sogar in den Hauptstädten der Welt — zu sehen Gelegenheit gehabt, welche in ungleich geringerem Grade Erinnerungen an Beharrlichkeit und Standhaftigkeit tragen, weniger Anspruch auf die Beachtung der Welt haben und ungleich ärgeren Betrügern gesetzt sind.

Dritte Abtheilung.

Es ist ein Glück für die Menschheit, daß schlechte Thaten selten Segen bringen: für die Sache der Engländer ist aus der grausamen Hinrichtung der Johanna d'Arc kein Gedeihen erwachsen. Der Krieg wüthete von jetzt an noch lange Zeit hindurch schwer und erschrecklich. Der Herzog von Bedford starb dahin; der Bund mit dem Herzoge von Burgund löf'te sich auf; und Lord Talbot erhob sich in Frankreich auf der Seite der Engländer zu einem großen Feldherrn. Allein alsbald traten als Folgen des Krieges zwei furchtbare Erscheinungen in den Vordergrund: zuerst Hungersnoth — denn das Volk war an der friedlichen Bestellung des Ackers verhindert; — und zweitens eine Pestilenz — die sich aus Mangel, Elend und Leiden dieser Art entwickelt. Diese beide furchtbaren Erscheinungen sind gleichzeitig in beiden Ländern ausgebrochen und haben zwei unglücksvolle Jahre hindurch gedauert. Nach ihrem Verlaufe wurde der Krieg von Neuem aufgenommen und seitens der englischen Regierung in langsam abgestuften Verschwächungen allmählich dermaßen schlecht geführt, daß nach Verlauf von zwanzig Jahren, seit der Hinrichtung der Jungfrau von Orleans alle jene großen Eroberungen in Frankreich — mit alleiniger Ausnahme der Stadt Calais welche noch in englischen Händen blieb, — von den Franzosen wieder gewonnen wurden.

Während diese Siege und Niederlagen im Fortgange der Zeit einander folgten, hatte es auch in England nicht an sonderbaren Ereignissen gefehlt. Nachdem der junge

König Heinrich VI. herangewachsen war, zeigte er sich seinem großen Vater sehr unähnlich; er machte durchaus den Eindruck eines jämmerlich schwächlichen Wesens. Zwar war eigentliche Bosheit nicht in ihm — er hatte eine starke Abneigung gegen das Blutvergießen: und das war schon etwas — aber er war ein beschränkter, kleinlicher rathloser Jüngling, ein bloßer „Federball" für die stattlichen und vornehmen „Federballschlägel" am Hofe.

Anfangs waren unter diesen „Federballschlägeln" der Kardinal Beaufort, ein Verwandter des Königs, und der Herzog von Gloucester am einflußreichsten. Gegen die Gemahlin des Herzogs von Gloucester wurde unsinniger Weise eine Anklage auf Hexerei erhoben. Es wurde dabei vorgebracht: sie suche den Tod des Königs herbeizuführen, um ihren Gemahl, welcher der nächste Thronerbe war, auf den Thron zu verhelfen. Sie sollte — so lautete die Beschuldigung weiter — mit Hülfe einer lächerlichen alten Weibesperson, Namens Margery (die man als „Hexe" bezeichnete), eine dem Könige ähnliche Wachspuppe verfertigt und diese an ein gelindes Feuer gelegt haben, um sie so nach und nach wegschmelzen zu lassen. Dabei wurde nämlich vorausgesetzt: daß mittelst einer solchen Verfahrungsweise die Auflösung derjenigen Person, welche die Puppe darstellen sollte, ebenfalls unausbleiblich erfolgen müßte. Ob die Herzogin eben so unwissend gewesen sein mag als jene übrigen, ob sie wirklich eine solche Puppe in der ihr zur Schuld gelegten Absicht verfertigt hatte: — vermag ich nicht zu sagen; aber heute ist doch Niemand unter uns zweifelhaft, daß die Herzogin, wäre sie anders thöricht genug dazu gewesen, tausend Puppen hätte verfertigen und diesel-

den samt und sonders hätte aufschmelzen können, ohne dem Könige oder irgend sonst Jemand etwas Leides zuzufügen. Gleichwohl wurde sie vor Gericht gestellt. Dasselbe Schicksal hatte die alte Margery und außerdem einer der Kaplane des Herzogs, dem man vorwarf, bei jenem Verfahren Beistand geleistet zu haben. Beide sowohl, er als Margery wurden am Leben gestraft; die Herzogin wurde ebenfalls zur Haft gebracht und ihr wurde die Strafe auferlegt, zu Fuß mit einem brennenden Wachslichte in der Hand dreimal rings um die Hauptstadt gehen, dann auf Lebenszeit eingekerkert zu werden. Der Herzog blieb während dieser Vorgänge in behaglicher Ruhe, er that als kümmre er sich gar nicht um die Sache und als wäre er vielmehr höchstens froh auf diese Weise sich von seiner Gemahlin befreit zu sehen.

Dennoch war auch ihm nicht beschieden, sich lange von Verwickelungen fern zu erhalten. Als der königliche „Federball" sein drei und zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, ließen es sich die „Federballschlägel" höchlichst angelegen sein, für seine Vermählung zu sorgen. Der Wunsch des Herzogs von Gloucester war: daß der König eine Tochter des Grafen von Armagnac heirathen möchte; allein der Kardinal und der Graf von Suffolk setzten allen ihren Einfluß auf Margarethe, die Tochter des Königs von Sicilien, welche ihnen als eine entschlossene und ehrsüchtige Dame bekannt, und von welcher vorauszusehen war, daß sie den König beherrschen würde. Um die Einwilligung der Prinzessin zu gewinnen, ging der Graf von Suffolk, der zur Verabredung des Heirathsverbands abgeordnet war, auf die Bedingung ein, daß sie nicht nur ohne alle Mitgift zur Ge-

mahlin des Königs erhoben, sondern daß auch die beiden werthvollsten Besitzungen Englands in Frankreich bei dieser Gelegenheit herausgegeben werden sollten. In solcher Weise wurde die Heirathsvollziehung unter Bedingungen festgesetzt, die der Prinzessin äußerst vortheilhaft waren. Lord Suffolk führte sie nach England hinüber und die Vermählungsfeier wurde zu Westminster begangen. Es läßt sich auf keine Weise ermitteln, unter welchen Anschuldigungen diese Königin nach Verlauf von ein paar Jahren mit ihrer Parthei den Herzog von Gloucester des Hochverrathes angeklagt hat: so verwirrt ist diese Angelegenheit. Nur so viel erhellt, daß man sich des Vorwandes bediente, als ob des Königs Leben in Gefahr schwebe und deshalb den Herzog in Haft brachte. Dann wurde er nach Verlauf von zwei Wochen der Aussage zufolge todt in seinem Bette gefunden. Der Leichnam wurde vor dem Volke zur Schau ausgestellt und Lord Suffolk trat die Erbschaft des besten Theiles seiner Besitzungen an. Man sieht, wie in befremdender Weise die Staatsgefangenen zu jener Zeit von plötzlichen Todesfällen hinweggerafft zu werden pflegten.

Wenn Cardinal Beaufort bei dieser Sache die Hand im Spiel gehabt hat, so ist ihm das nicht zum Segen gewesen, denn er starb innerhalb sechs Wochen, während es ihm — dem 80jährigen Greise! — hart und auffallend erschien, daß er nicht lange genug lebte, um noch auf den päpstlichen Stuhl gelangen zu können.

Dieß war der Zeitpunkt, in welchem England alle seine Eroberungen in Frankreich bis auf die letzte verloren hatte. Das Volk schrieb die Schuld dieser Verluste hauptsächlich dem Grafen von Suffolk zu, der jetzt zum Herzoge

erhoben war; derselbe hatte jenen leichtfertigen Vertrag in Beziehung auf die Vermählung des Königs entworfen und sollte, wie man glaubte, sogar von Frankreich bestochen sein. Es kam dahin, daß er als Verräther in Anklagezustand versetzt wurde. Eine große Zahl von Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, liefen hauptsächlich darauf hinaus, daß er im Interesse des französischen Königs gehandelt, und danach getrachtet habe seinen Sohn auf den englischen Königsthron zu erheben. Indem das Haus der Gemeinen und das Volk heftig gegen ihn aufgebracht war, ließ sich der König durch die Freunde des Herzogs bewegen, für seine Rettung durch die Auskunft einzuschreiten, daß er ihn auf fünf Jahre verbannte und das Parlament vertagte. Es wurde dem Herzog zunächst sehr schwer, sich vor dem londoner Pöbel zu retten, der ihm zweitausend Mann stark in den Feldern von St. Giles auflauerte. Indeß erreichte er glücklich seine Besitzungen in Suffolk und schiffte sich zu Ipswich ein. Während er über den Kanal segelte, ließ er durch Kundschafter in Calais Erkundigungen darüber einziehen ob ihm wohl verstattet sein würde, dort zu landen, allein sein Boot und die Mannschaft wurden in dem Hafen zur Haft gebracht bis ein englisches Schiff — es war der mit 150 Matrosen bemannte Nicholas of the Tower — herankam, das kleine Fahrzeug des Herzogs ins Schlepptau nahm und jenem befahl an Bord zu kommen. „Willkommen! Verräther, wie man sagt!" lautete die bittre und nicht eben ehrerbietige Begrüßung des Hauptmanns. Der Herzog wurde als Gefangener auf acht und vierzig Stunden an Bord genommen. Dann sah man ein kleines Boot gegen das große Schiff hin rudern; und als es näher kam

erblickte man in demselben einen Block, ein rostiges Schwert und einen Scharfrichter mit schwarzer Maske. Der Herzog wurde in das Boot hinabgelassen und auf der Stelle durch sechs Streiche des rostigen Schwertes enthauptet. Nachdem dieß geschehen, ruderte das kleine Boot nach dem Gestade von Dover hinüber; dort wurde der Leichnam an den Strand gelegt und blieb liegen bis die Herzogin ihn wegholen ließ. Es ist niemals bekannt geworden, kraft welches höheren Auftrages dieser Mord begangen worden ist. Niemals ist jemand für denselben zur Strafe gezogen.

Um jene Zeit erhob sich in Kent ein Irländer, der sich selbst den Namen Mortimer gab, dessen wirklicher Name aber Jack Cade war. Dieser Mensch warf sich zu einem zweiten Wat Tyler auf: — denn diesen scheint er nachgeahmt zu haben, obgleich er ihm weit nachstand und ganz verschiedenen Schlages war. Er wandte sich an die Einwohner von Kent und suchte sie aufzureizen, indem er sie auf die herrschenden Uebelstände ihrer Lage aufmerksam machte, welche durch die schlechte Regierung von England, durch so viele „Federballschlägel" und solch einen bedauerlichen „Federball" veranlaßt würden. Die Männer von Kent erhoben sich in einer Zahl von 20,000 Mann. Sie versammelten sich zu Blackheath, wo sie nach Anleitung des Jack zwei Schriften unter den Titeln „die Beschwerden der Gemeinen von Kent" und „die Forderungen des Hauptmanns der großen Versammlungen zu Kent" ausgehen ließen. Darauf zogen sie sich nach Sevenoaks zurück. Als sie hier von der königlichen Armee angegriffen wurden, schlugen sie dieselbe aufs Haupt und tödteten den Feldherrn.

Jack zog nun die Rüstung des getödteten Feldherrn an und führte seine Männer gegen die Hauptstadt.

Er hielt von Southwark her, nachdem er die Brücke überschritten hatte, triumphirend seinen Einzug in die Stadt und ertheilte seinen Männern die strengsten Befehle sich jeder Plünderung zu enthalten. Nachdem er dort seine Streitmacht gemustert hatte, während die Bürger von London ganz ruhig zusahen, ging er in guter Ordnung nach Southwark zurück, um dort sein Nachtlager zu nehmen. Am folgenden Tage kam er wieder, nahm bei Gelegenheit einen unbeliebten Edelmann, den Lord Say, in Haft und richtete an den Lord-Mayor und die Richter diese Frage: „Wollt ihr so gut sein ein Gericht in Guildhall zu versammeln und mir diesen Edelmann zur Untersuchung bringen?" — Der Gerichtshof wurde schnell zusammengesetzt, Lord Say ward schuldig befunden. Jack und seine Männer schlugen ihm zu Cornhill den Kopf ab. In derselben Weise brachten sie darauf seinen Schwiegersohn ums Leben und zogen sich dann in guter Ordnung abermals nach Southwark zurück.

Allein, wiewohl die Bürger sich die Enthauptung eines dem Volke verhaßten Lords gefallen ließen, so war es ihnen doch unerträglich, ihre Häuser der Plünderung preis gegeben zu sehen. Diese Plünderung wurde dadurch veranlaßt, daß Jack nach dem Mittagsessen — er mochte vielleicht ein wenig zu viel getrunken haben! — das Haus in welchem er einquartirt war, zu plündern anfing. Da war es dann natürlich, daß seine Leute sich sein Beispiel sogleich zu Nutze machten. Jetzt aber traten die Londoner mit Lord Scales, der 1000 Soldaten im Tower hatte, zu

einer Berathung zusammen. Sie vertheidigten die londoner Brücke und hielten dadurch Jack mit seinen Leuten außerhalb der Stadt. Nachdem dieser Vortheil gewonnen war, vereinigten sich verschiedene Große zu der Entschließung, nach der altbewährten Verfahrungsart eine Spaltung unter der Cade'schen Streitmacht zu bewirken, indem sie im Namen des Staates eine Reihe von Versprechungen ertheilten, an deren Erfüllung niemals gedacht worden ist. Sie erreichten alsbald vollkommen ihren Zweck. Jack's Männer entzweiten sich untereinander; einige sagten: man müsse die angebotenen Bedingungen annehmen; andere erhoben sich dagegen mit der Behauptung, daß man sich nicht darauf einlassen dürfe, da sie nichts weiter als ein Fallstrick wären; ein Theil entfernte sich und zog in seine Heimath zurück, andere blieben zur Stelle. Kurz, Alle zweifelten, schwankten und zankten unter einander.

Jack war mit sich uneinig, ob er fechten oder eine Begnadigung annehmen sollte und er entschloß sich in der That sowohl zu dem einen als zu dem andern. Zuletzt erkannte er, wie von seinen Männern nichts zu erwarten und wie es von manchen höchst wahrscheinlich sei, daß sie geneigt wären ihn auszuliefern, um der auf seine Ergreifung ausgeschriebenen Belohnung von 1000 Mark habhaft zu werden. Nachdem sie so auf dem ganzen Wege von Southwark nach Blackheath und weiter von Blackheath bis nach Rochester unaufhörlich mit einander gezankt hatten, bestieg Jack ein tüchtiges Pferd und eilte im Galopp nach Sussex hinein. Allein ein gewisser Alexander Iden ritt auf einem noch besseren Pferde im Galopp hinter ihm drein, holte ihn ein, bestand mit ihm einen hartnäckigen Kampf und tödtete ihn.

An der Londoner Brücke wurde Jacks Haupt auf einen hohen Pfahl gesteckt; sein Antlitz war nach Blackheath hingekehrt wo er seine Fahne aufgepflanzt hatte. Alexander Iden erhielt die tausend Mark.

Der Vermuthung einiger Berichterstatter zufolge soll der Herzog von York, der durch den Einfluß der Königin aus einer hohen Stellung entfernt und als Gouverneur von Irland gleichsam aus dem Wege gebracht war, den Aufstand des Jack und seiner Männer angeregt haben, weil er danach trachtete die Regierung in Verlegenheit und Unruhe zu bringen. Er erhob, gegen Heinrich von Lancaster den Anspruch eines näheren Rechtes auf den Thron kraft seiner Abstammung von der Familie des durch Heinrich IV. bei Seite geschobenen Grafen von March. Allein ganz abgesehen davon, daß dieser Anspruch schon deshalb, weil er sich auf weibliche Herkunft und Verwandtschaft stützte, dem eingeführten Gewohnheitsrechte bei der Thronfolge nicht entsprach: genügt schon die Erinnerung daran, daß Heinrich der Vierte durch die freie Wahl des Volks und des Parlaments die Krone erlangt hatte und die Anführung des Umstandes, daß seine Familie jetzt sechszig Jahre lang in unangefochtenem Besitz des Thrones geblieben war. Das Andenken Heinrich des Fünften war so ruhmvoll und glänzend, dieser Monarch war bei dem Volke so beliebt, daß vielleicht niemals irgend jemand der Ansprüche des Herzogs von York gedacht haben würde (so sehr erschienen sie bereits von jeder Hoffnung verlassen!), wäre nicht der unglückliche Fall eingetreten, daß der König sich in dieser Zeit vollkommen unfähig zeigte und das Land im höchsten Grade schlecht regiert war. Diese beiden Umstände waren

es allein, die dem Herzoge eine Macht gaben, wie er sie anderweitig nimmermehr erlangt haben könnte.

Ob der Herzog von York mit den Unternehmungen des Jack Cade irgend wie in Verbindung gestanden hat oder nicht, mag dahin gestellt bleiben; genug, er kam von Irland herüber, während Jacks Haupt an der Londoner Brücke aufgepflanzt war und wurde heimlich benachrichtigt, daß die Königin seinen Feind, den Herzog von Somerset gegen ihn ins Feld zu schicken entschlossen sei. Er erschien an der Spitze von 4000 Mann zu Westminster, warf sich dort vor dem Könige auf die Knie, schilderte ihm den traurigen Zustand des Landes und trat bei ihm mit dem Antrag hervor, zur Berathung der gegenwärtigen Lage ein Parlament zu berufen. Der König ging auf diese Vorstellungen ein und versprach dem Antrage Folge zu geben. Nachdem das Parlament berufen worden war, klagte der Herzog von York den Herzog von Somerset an, und der Herzog von Somerset klagte den Herzog von York an; und sowohl innerhalb als außerhalb des Parlaments zeigten die Anhänger jeder dieser beiden Partheien gegen einander die heftigste Leidenschaftlichkeit und Erbitterung. Zuletzt ging der Herzog von York so weit sich an die Spitze einer bedeutenden aus seinen Lehensleuten zusammengesetzten Streitmacht zu stellen und mit den Waffen in der Hand die Abstellung der Regierungsmißbräuche zu fordern. Da ihm der Einzug in London versagt wurde, lagerte er sich zu Dartford und die königlichen Truppen bezogen ein Lager in Blackheath. Je nachdem nun bald die eine bald die andere Seite triumphirte, wurde bald der Herzog von York, bald der Herzog von Somerset zur Haft gebracht. Für

den Augenblick endigte jedoch die ganze Verwickelung damit, daß der Herzog von York seinen Huldigungseid erneuerte, und sich in Frieden nach seinen Burgen zurückzog.

Nachdem ein halbes Jahr vergangen war wurde die Königin von einem Sohn entbunden, der indeß von dem Volke aufs ungünstigste aufgenommen wurde, weil man allgemein glaubte, daß er nicht des Königs Sohn sei. Der Herzog von York benahm sich bei dieser Lage der Dinge so, daß er den Eindruck eines gemäßigten Mannes macht, der England nicht in neue Unruhen verwickeln wollte. Er that nichts in der Absicht, aus der damals herrschenden allgemeinen Unzufriedenheit Nutzen zu ziehen, sondern richtete sein ganzes Streben in der That lediglich auf die Förderung der öffentlichen Wohlfahrt. Er wurde zur Mitgliedschaft des Kabinets befördert und während der Zustand des Königs jetzt ein so unglücklicher war, daß er sich anständiger Weise nicht öffentlich sehen lassen oder dem Volke vorgestellt werden konnte, wurde der Herzog von York zum Lordprotektor des Königreiches ernannt, bis der König entweder wieder hergestellt sein, oder der Prinz das gesetzliche Alter erreicht haben würde. Gleichzeitig war der Herzog von Somerset in dem Tower zur Haft gebracht. Dergestalt war der Herzog von Somerset augenblicklich unterlegen und der Herzog von York hatte die Oberhand.

Am Ende des Jahres erhielt indessen der König sein Bewußtsein und einige Spuren des Verstandes wieder. Sofort bediente sich die Königin ihres Einflusses, den sie mit dem bessern Zustande des Königs wiedererlangt hatte, um den Protektor in Ungnade zu bringen und ihren Günstling aus der Haft zu befreien. Dergestalt war nun der Herzog

von York unterlegen und der Herzog von Somerset hatte die Oberhand.

Dieses Emporsteigen und Unterliegen der Herzoge zerspaltete nach und nach die ganze englische Nation in die beiden Partheien York und Lancaster, und führte zu jenen fürchterlichen Bürgerkriegen, die unter den Namen der Kriege der rothen und weißen Rose — indem die rothe Rose das Feldzeichen des Hauses Lancaster und die weiße Rose das Feldzeichen des Hauses York war — hinlänglich bekannt sind.

Der Herzog von York führte in Verbindung mit einigen andern mächtigen Edelleuten der Parthei der weißen Rose eine kleine Streitschaar herbei, traf mit dem König, der eine andere kleine Streitschaar mit sich führte, bei St. Alban's zusammen und stellte die Forderung, daß man ihm den Herzog von Somerset ausliefern sollte. Als der unglückliche König darauf zu der Antwort genöthigt worden ward: „daß er lieber sterben wolle als jene Forderung bewilligen", eröffnete der Herzog von York unverzüglich den Angriff. Der Herzog von Somerset wurde erschlagen; der König, im Genick verwundet, flüchtete sich in das Haus eines armen Gerbers. Der Herzog von York verfügte sich zu ihm, führte ihn mit großer Ehrerbietung in die Abtei und versicherte, daß er über die letzten Vorgänge in hohem Grade schmerzlich betrübt sei. Da er jetzt den König in seiner Gewalt hatte, wurde er noch einmal zum Protektor erhoben. Aber nur auf wenige Monate; denn kaum hatte der Zustand des Königs sich wieder ein wenig gebessert, als auch die Königin mit ihrer Parthei sich abermals alles Einflusses auf ihn bemächtigte, so daß der Her-

zog noch einmal in Ungnade fiel. Dergestalt war nun wieder der Herzog von York unterlegen.

Da traten einige der edelsten unter den einflußreichen Männern auf und versuchten Angesichts der Gefahren, welche aus diesen unaufhörlichen Wechseln drohten, den Kriegen der rothen und weißen Rose vorzubeugen. Es gelang ihnen eine große Zusammenkunft zwischen beiden Partheien in London herbeizuführen. Die Anhänger der weißen Rose versammelten sich in Blackfriars, die der rothen Rose in Whitefriars. Einige edle Priester vermittelten die Unterhandlungen zwischen ihnen und legten die Ergebnisse Abends dem Könige und den Richtern vor. Es kam zuletzt zu der friedlichen Verabredung, von nun an den Streitigkeiten ein Ziel zu setzen. Zu St. Pauls wurde eine große königliche Prozession gehalten, bei welcher die Königin mit ihrem alten Feinde dem Herzog von York Arm in Arm erschien, um dem Volke einen Beweis der jetzt herbeigeführten segensreichen Verständigung zu geben. Dieser Friedenszustand dauerte ein Jahr; dann führte eine Verunreinigung zwischen dem Grafen von Warwick (der einer der mächtigsten Freunde des Herzogs war) und einigen Hofbeamten des Königs zu einem Angriff auf jenen Grafen — der zu der weißen Rose gehörte — und zu einem plötzlichen Wiederausbruch aller jener alten Feindseligkeiten. Dergestalt war jetzt der Wechsel des Emporsteigens und Unterliegens stärker denn je zuvor.

Gar bald aber gewannen diese Wechsel noch größeren Umfang. Nach einer Reihe von Gefechten floh der Herzog von York nach Irland und sein Sohn, der Graf March, nach Calais; mit ihnen entwichen ihre Freunde, die Grafen

von Salisbury und Warwick. Ein damals gehaltenes Parlament erklärte sie alle für Verräther. Trotz dieser ungünstigen Wendung der Dinge kehrte der Graf von Warwick auf der Stelle zurück, landete in Kent, vereinigte sich mit dem Erzbischof von Canterbury und mit anderen mächtigen Edelleuten und angesehenen Großen, griff die königlichen Truppen bei Northampton an, schlug sie entscheidend aufs Haupt und führte den König, der in seinem Zelte angetroffen wurde, als Gefangenen mit sich fort. Warwick hätte fürwahr froh sein können, wenn es ihm gelungen wäre, auch der Königin und des Prinzen habhaft zu werden; allein diese entkamen zuerst nach Wales, von dort weiter nach Schottland.

Der König wurde nun von den siegreichen Schaaren geradesweges nach London geführt und daselbst genöthigt, ein Parlament zu berufen, welches unverweilt erklärte: daß der Herzog von York und jene andern Edelleute, die ihm zur Seite standen, nicht Verräther, sondern ausgezeichnete Unterthanen wären. Darauf kehrte der Herzog aus Irland an der Spitze von 5000 Reitern zurück, begab sich von London nach Westminster und nahm im Hause der Lords seinen Sitz ein. Dort legte er seine Hand auf das goldene Kleid, welches über den leeren Thron gedeckt war, als ob er den Gedanken gehabt hätte, sich auf denselben zu setzen; — ein Gedanke, den er jedoch nicht ausführte. Als der Herzog von dem Erzbischof von Canterbury gefragt ward: ob er nicht dem Könige, der in dem Palaste daneben anwesend war, seinen Besuch machen werde, antwortete er: „Mylord, ich kenne Niemanden in diesem Lande, der nicht mir seinen Besuch machen müßte." Auf diese Aeußerung sagte Keiner

der versammelten Lords auch nur ein sterbendes Wort. So verließ der Herzog das Haus wie er es betreten, richtete sich selbst in dem königlichen Palaste auf königlichem Fuße ein und schickte nach Verlauf von sechs Tagen an die Lords eine förmliche Darlegung seiner Ansprüche auf den Thron. Die Lords setzten sich mit dem Könige über diesen augenblicklich zur Vorlage gebrachten Gegenstand in Verbindung, und nach einer weitläuftigen Verhandlung, in welcher die Richter und andre mit der Handhabung des Gesetzes betraute Beamte sich in Verlegenheit zeigten, ihre Ansicht für die eine oder andre Seite auszusprechen, kam es zu einem Vergleich. Man traf die Abkunft, daß der gegenwärtige König die Krone auf Lebenszeit behalten, daß sie aber nach seinem Ableben auf den Herzog von York und dessen Erben übergehen solle.

Die Königin, entschlossen wie sie war, beharrte in ihrem Vorsatze, die Rechte ihres Sohnes zu sichern und wollte von einer solchen Abkunft nichts hören. Sie begab sich von Schottland in das nördliche England, wo einige mächtige Lords für sie zu den Waffen griffen. Da machte sich der Herzog von York kurze Zeit vor dem Weihnachtsfeste 1460 mit ungefähr 5000 Mann auf, um ihr eine Schlacht zu liefern. Er nahm sein Quartier zu Sandal Castle bei Wakefield und die Anhänger der rothen Rose erließen an ihn die Herausforderung, bei Wakefield Green zu einer bestimmten Stunde zum Kampfe zu erscheinen. Seine Generale stellten ihm vor, daß er am besten thun würde, zu warten, bis sein tapfrer Sohn, der Graf von March, mit der von ihm geführten Streitmacht herangekommen sein würde. Allein der Herzog hatte einmal den Entschluß ge-

faßt, auf die Herausforderung einzugehen und brachte denselben in einer verhängnißvollen Stunde zur Ausführung. Er sah sich von allen Seiten aufs hitzigste bedrängt, zweitausend seiner Männer wurden bei Wakefield Green niedergestreckt und er selbst gerieth in Gefangenschaft. Da setzten seine Feinde ihn zur Verspottung auf einen Ameisenhaufen, flochten Gras um sein Haupt und machten ihm unter wildem Spott den Hof, indem sie kniefällig ausriefen: „o König ohne Königreich, und Fürst ohne Volk! Eure Allergnädigste Majestät befinden sich doch hoffentlich im erwünschten Zustande und Glück!“ Bald aber gingen sie zu schlimmeren Thaten über: sie schlugem dem Herzoge den Kopf ab, überbrachten ihn auf einer Stange der Königin, und diese lächelte wohlgefällig bei dem gräßlichen Anblick (man erinnere sich jetzt, wie sie einst so fromm und so gemüthlich zu St. Paul an seiner Seite gegangen war!), sie ließ den Kopf mit einer papiernen Krone auf den Mauern von York aufstellen. Auch der Graf von Salisbury wurde enthauptet, und der zweite Sohn des Herzogs von York, ein schöner Knabe, wurde, als er mit seinem Gouverneur über die Wakefield-Brücke floh, von einem blutgierigen Lord Namens Clifford — dessen Vater in der Schlacht bei St. Albans von den Anhängern der weißen Rose niedergemacht worden war — durch einen Stoß ins Herz getödtet. Nach jener Schlacht herrschte vorzugsweise das entsetzlichste Morden und Blutvergießen, denn von keiner Seite wurde Gnade gegeben und die Königin war außer sich vor Rachsucht. Zu allen Zeiten hat sich die Beobachtung bewährt, daß die Menschen in den unnatürlichen Kämpfen gegen die eigenen Landsleute sich auf eine naturwidrigere Weise grausam und

wuthentflammt zeigen, als im Kampfe gegen irgend einen auswärtigen Feind.

Lord Clifford hatte nur den zweiten Sohn des Herzogs von York niedergemacht, nicht den ersten. Dieser, der Graf Eduard von March, befand sich zu Gloucester. Nachdem er hier ein Gelübde gethan, den Tod seines Vaters, seines Bruders und ihrer treuen Freunde rächen zu wollen, setzte er sich gegen die Königin in Bewegung. Zuerst hatte er den Kampf gegen eine bedeutende Schaar von Wallisern und Irländern zu bestehen, die seinem Vordringen sich entgegenstellten. Allein sie alle erlagen ihm in einer großen Schlacht bei Mortimer Croß, in der Nähe von Hereford. Eine Anzahl von Anhängern der rothen Rose, die in der Schlacht gefangen genommen waren, wurde zum Entgelt der von den Anhängern der weißen Rose zu Wakefield vollstreckten Hinrichtungen enthauptet. Dadurch kam dann die Reihe des Enthaupten-Lassens wieder an die Königin. Sie rückte gegen London vor, traf zwischen St. Albans und Barnet mit dem Grafen von Warwick und dem Herzog von Norfolk zusammen, die sich ihr als Anhänger der weißen Rose, indem sie den König in ihrem Lager führten, mit einem Heere entgegenstellten. Die Königin schlug sie aufs Haupt, richtete eine große Niederlage an, und ließ zwei Gefangene ausgezeichneten Ranges enthaupten, die im Zelt des Königs an seiner Seite ergriffen waren. Indeß war ihr Triumph nur von sehr kurzer Dauer. Sie hatte keine Kriegskasse und ihr Heer lebte von Plünderung, daher wurden diese Soldaten von dem Volke und vorzüglich von den Einwohnern Londons, die wohlhabend waren, gehaßt und gefürchtet. Sobald daher die Londoner hörten, daß

Graf Eduard von March in Vereinigung mit dem Grafen von Warwick gegen die Stadt heranrücke, weigerten sie sich, der Königin Hülfstruppen zu schicken und äußerten die lebhaftesten Freudenbezeugungen. Die Königin zog sich mit ihrer Mannschaft in aller Eile zurück. Eduard und Warwick kamen heran und wurden von allen Seiten mit dem lautesten Beifallsruf begrüßt. Das ganze Volk wußte den Muth, die Schönheit und die Tugenden des jungen Eduard nicht genug zu preisen. Einem Eroberer gleich hielt er zu Pferde seinen Einzug in London. Begeistertes Hoch- und Willkommenrufen schallte ihm entgegen. Einige Tage nachher beriefen der Lord Falconbridge und der Bischof von Exeter die Bürger zu einer Versammlung nach St. Johns Field bei Clerkenwell und richteten an sie die Frage: ob sie Heinrich von Lancaster zu ihrem Könige haben wollten? Darauf antworteten sie unter lärmendem Getöse des Misfallens: „Nein, nein, nein!" und riefen zugleich: „König Eduard, König Eduard!" Darauf fragten Lord und Bischof weiter: Ob sie den jungen Eduard lieben und ihm ergeben sein wollten? Hierauf riefen Alle: „Ja! Ja!" warfen ihre Mützen in die Höhe, reichten einander die Hände und erhoben ein weithinschallendes Freudengeschrei.

Demzufolge wurde jetzt öffentlich ausgesprochen: daß Heinrich von Lancaster durch seine Wiedervereinigung mit der Königin und dadurch, daß er jene zwei Gefangene ausgezeichneten Ranges nicht geschützt, seine Krone verwirkt habe. Eduard von York wurde zum Könige ausgerufen. Er hielt zu Westminster vor dem beifalljauchzenden Volke eine große Rede und ließ sich als regierender Herrscher von England auf jenen Thron nieder, an dessen goldener Be-

kleidung sein Vater — der eines bessern Schicksals werth gewesen wäre, als der blutigen Art, die so viele Jahre hindurch den Faden so manchen Menschenlebens in England zerschnitt — einst seine Hand gelegt hatte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

England unter König Eduard dem Vierten.
1461 — 1483.

König Eduard der Vierte war noch nicht volle zwei und zwanzig Jahre alt, als er den unruhevollen Platz auf den Thron von England in Besitz nahm. Die Parthei Lancaster (rothe Rose) hatte sich damals in großer Anzahl bei York versammelt und es erschien nothwendig, ihr in einer Schlacht zu begegnen. Während nun der stolze Graf von Warwick dem jungen Könige voranging und dieser ihm auf dem Fuße nachfolgte, während so das englische Volk bei der königlichen Standarte zusammenströmte: trafen die Anhänger der weißen Rose an einem ungestümen Märztage während dichte Schneegestöber die Luft erfüllten, zu Towton mit den Anhängern der rothen Rose zusammen. Dort wüthete die Schlacht zwischen ihnen mit einer solchen Erbitterung, daß der Gesammtverlust auf beiden Seiten gegen 40000 Mann betrug — lauter Engländer, die auf englischem Grund und Boden gegen einander fochten! Der

junge König gewann den Sieg, nahm dann die Häupter seines Vaters und seines Bruders von den Mauern von York ab, stellte die Häupter einiger der berühmtesten Edelleute, welche in der letzten Schlacht gegen ihn gestritten hatten, an deren Stelle auf, zog hierauf nach London zurück und wurde mit großem Glanze gekrönt.

Ein neues Parlament trat zusammen. Nicht weniger als 150 der ersten Edelleute und Großen auf der Seite des Hauses Lancaster wurden für Verräther erklärt. Der König — er war überaus arm an menschlichem Gefühl, wie schön er auch von Gestalt und wie angenehm er in seinem Wesen gewesen sein mag — hatte den Entschluß gefaßt, alle Kräfte aufzubieten, um die rothe Rose mit der Wurzel auszurotten.

Königin Margarethe entwickelte inzwischen eine unausgesetzte Thätigkeit für ihren jungen Sohn. Sie erhielt Hülfe aus Schottland und aus der Normandie und eroberte einige wichtige englische Burgen. Allein Warwick eroberte dieselben bald wieder. Die Königin verlor während eines starken Sturmes am Bord eines Schiffes alle ihre Schätze; fortan litten beide, sie und ihr Sohn, viel herbes Mißgeschick. Als sie einstmals im rauhen Winterwetter durch einen Wald ritten, wurden sie von einer Räuberbande angehalten und geplündert; und nachdem sie bei diesem Angriff mit dem Leben davon gekommen waren und zu Fuß in der Einsamkeit weiter durch einen dichten finstern Theil des Waldes dahinschritten, stießen sie plötzlich auf einen zweiten Räuber. Da nahm die Königin, unerschrockenen Sinnes wie sie war, den jungen Prinzen an ihre Hand, ging mit ihm schnurstracks auf den Räuber los und redete ihn an: „mein Freund,

dies ist der junge Sohn eures rechtmäßigen Königs, ich übergebe ihn eurer Sorge!" Der Räuber war aufs höchste betroffen, aber er schloß den Knaben in seine Arme und brachte ihn mit seiner Mutter treu und ergebenen Sinnes zu ihren Freunden zurück. Als zuletzt die Soldaten der Königin geschlagen und zerstreut waren, begab sie sich wieder in das Ausland und verhielt sich zunächst ruhig.

Während dieser ganzen Zeit befand sich der abgesetzte König Heinrich in Verborgenheit bei einem wallisischen Ritter, der ihn in seinem Schlosse verwahrte. Als aber im folgenden Jahre die Parthei Lancaster sich wieder zu neuer Thatkraft erhob und ein bedeutendes Heer ins Feld stellte, zog sie ihn aus dem Dunkel seiner Zurückgezogenheit, um ihn an ihre Spitze zu stellen. Unter ihren Fahnen befanden sich auch einige mächtige Edelleute, die zwar dem neuen Könige Treue geschworen hatten, aber dessenungeachtet, in der gewöhnlichen Weise, sich bereit zeigten, ihren Eid zu brechen, sobald sie dadurch Vortheil erlangen zu können glaubten. So sah man diese Edelleute, die es doch hätten als ihren Beruf ansehen müssen, dem Volke ein leuchtendes Beispiel der Ehrenhaftigkeit zu geben, bald von der einen, bald von der andern Parthei sich abwenden, — sobald sie entweder durch irgend eine Kleinigkeit sich beleidigt, oder sobald sie in ihren habsüchtigen Erwartungen sich getäuscht fühlten, — und dann zu der entgegengesetzten übergehen mit einer Leichtfertigkeit, welche als eine der niederschlagendsten und traurigsten Erscheinungen in der Geschichte der Kriege der weißen und rothen Rose angesehen werden muß. Allein was geschah! Gar bald schlug Warwicks Bruder die Anhänger der Lancaster-Parthei aufs Haupt und jene eidbrü-

chigen Edelleute wurden, wo man ihrer habhaft werden konnte, ohne Gnade unverzüglich enthauptet. Kaum war es dem abgesetzten Könige gelungen zu entkommen. Drei Männer seiner Dienerschaft wurden zu Gefangenen gemacht: einer von ihnen trug die königliche Staatsmütze, welche mit Perlen besetzt und mit zwei goldenen Kronen bestickt war. Allein das Haupt, welchem die Mütze angehörte, gelangte glücklich nach Lancashire und blieb dort (denn das Volk beharrte treu in der Verschweigung des Geheimnisses) länger als ein Jahr hindurch in ungestörter Ruhe. Zuletzt theilte ein alter Mönch Nachrichten mit, welche Heinrichs Verhaftung herbeiführten. Man überraschte ihn, während er an einem Orte Namens Waddington-Hall beim Mittagsmahl saß. Er wurde ohne Säumen nach London geschickt. Bei Islington nahm ihn der Graf von Warwick in Empfang, ließ ihn auf ein Pferd setzen, seine Beine unter dem Pferde zusammenbinden, so dreimal wie im Parade-Aufzuge den Schandpfahl umreiten und darauf in den Tower abführen, wo ihm indeß eine ziemlich gute Behandlung zu Theil geworden ist.

Während die weiße Rose in dieser Weise triumphirte, überließ sich der junge König seinen Vergnügungen und führte ein Leben der Lust und Heiterkeit. Allein schon begannen, wie er bald gewahr wurde, die Dornen unter seinem Rosenbette empor zu wachsen. Eduard war heimlich mit einer vornehmen, überaus schönen und reizenden jungen Wittwe, Elisabeth Woodville, verheirathet und hatte zuletzt den Entschluß gefaßt, sein Geheimniß in die Oeffentlichkeit zu bringen und seine Gemahlin zur Königin zu erklären. Allein damit stieß er bei dem Grafen von Warwick

an, der wegen seiner Macht, wegen seines Einflusses und auf Anlaß der großen Unterstützung, mit welcher er den jungen König zur Erlangung des Thrones verholfen hatte, gewöhnlich mit dem Namen „Königs-Macher" bezeichnet zu werden pflegte. Die Anstößigkeit des Schrittes wurde noch gesteigert durch die Eifersucht, mit welcher die Familie Nevil (der der Graf von Warwick angehörte) auf die Erhebung der Familie Woodville blickte. Denn die junge Königin ließ es sich außerordentlich angelegen sein, für ihre Verwandte zu sorgen: sie erhob ihren Vater zum Grafen und bekleidete ihn mit einem hohen Staatsamte; sie verheirathete fünf Schwestern an junge Edelleute von höchstem Range; sie versorgte ihren jungen Bruder, einen Jüngling von zwanzig Jahren, durch die Verheirathung an eine unermeßlich reiche alte Herzogin von achtzig Jahren. Der Graf von Warwick nahm dies alles auf eine, in Anbetracht seines hochfahrend stolzen Wesens noch höchst glimpfliche und höfliche Weise auf, bis zuletzt die Frage an die Reihe kam: mit wem Margarethe, die Schwester des Königs, vermählt werden sollte? Hierbei erklärte der Graf von Warwick: „an einen der Söhne des Königs von Frankreich"; und es wurde ihm zugestanden, sich an den französischen Hof zu verfügen, um in Betreff dieses Vorschlages freundschaftliche Verabredungen zu nehmen und überhaupt alle Arten freundschaftlichen Verkehrens mit dem Könige von Frankreich anzubahnen. Aber indem er in der Vollziehung dieses Auftrages begriffen war, erfolgte plötzlich durch die Parthei Woodville die Verheirathung jener jungen Prinzessin an den Herzog von Burgund! Da kehrte Warwick in großer Aufregung und tief erzürnt

zurück und schloß sich voll Unzufriedenheit in seine Burg Middleham ein.

Zwischen dem Grafen von Warwick und dem Könige wurde endlich die Anknüpfung einer Versöhnung vermittelt. Wie wenig aufrichtig und herzlich diese Versöhnung auch war, so hielt sie dennoch vor, bis der Graf seine Tochter im Widerspruche mit dem Wunsche des Königs an den Herzog von Clarence verheirathete. Zu derselben Zeit, als diese Vermählung zu Calais gefeiert wurde, erhob sich das Volk im nördlichen England, wo der Einfluß der Familie Nevil am mächtigsten war, zu offener Empörung. Die Aufrührer machten die Beschwerde geltend, daß England durch die Familie Woodville unterdrückt und geplündert werde, und sie stellten die Forderung, diese Familie ihres Einflusses zu entkleiden. Da sich eine große Anzahl der Einwohner mit den Aufrührern vereinigt hatte und diese offen erklärten, daß sie von dem Grafen von Warwick unterstützt würden, gerieth der König über die zu ergreifenden Maßregeln in Verlegenheit. Zuletzt schrieb er an den Grafen und ersuchte ihn um seine Hülfe. Darauf erschien Warwick mit seinem Schwiegersohn in England und suchte die Angelegenheit dadurch zu vermitteln, daß er den König unter der gewährleistenden Aufsicht des Erzbischofs von York nach dem Schlosse Middleham in Sicherheit brachte. Auf diese Weise kam England in die sonderbare Lage, gleichzeitig nicht allein zwei Könige, sondern auch zwei Könige zu haben, die gleichzeitig als Gefangene gehalten wurden.

Bis jetzt bewahrte indessen der „Königs-Macher" dem Könige noch so viel Treue, daß er eine neue Erhebung der Lancaster-Parthei zersprengte, ihren Führer gefangen nahm

und zu dem Könige brachte, der denselben dann auf der Stelle hinrichten ließ. Später gestattete er dem Könige auch, nach London zurückzukehren, wo demzufolge unzählige Freundschafts- und Versöhnungsbezeugungen sowohl zwischen dem Könige und dem Grafen, als auch zwischen den beiden Familien Nevil und Woodville gewechselt wurden. Dem Erben der Familie Nevil ward die älteste Tochter des Königs zur Gemahlin versprochen; es wurden mehr Eide der Freundschaft geschworen und mehr freundliche Versprechungen gegeben, als der ganze Umfang des vorliegenden Buches umfassen könnte.

Alles dieses hielt ungefähr drei Monate vor. Kaum mochte diese Zeit verflossen sein, als der Erzbischof von York in seinem Hause „The Moor" in Hertfordsshire, dem Könige, dem Grafen von Warwick und dem Herzoge von Clarence ein großes Festmahl veranstaltet hatte. Da wurde dem Könige, während er vor dem Mittagsmahl seine Hände wusch, von Einigen zugeflüstert: daß eine Schaar von 100 Männern außerhalb des Hauses im Hinterhalt versteckt liege. Ob dies nun wahr oder unwahr gewesen sein mag? gewiß ist: der König schöpfte Verdacht, bestieg sein Pferd und ritt durch die finstre Nacht nach dem Schloß Windsor. Gleichwohl wurde noch eine Versöhnung zwischen ihm und dem „Königs-Macher" angeknüpft, die indessen nur kurze Zeit dauerte und die letzte gewesen ist. In Lincolnshire entstand eine neue Empörung. Der König setzte sich in Bewegung, um sie zu unterdrücken, und sobald ihm dies gelungen war, erklärte er öffentlich: der Graf von Warwick und der Herzog von Clarence seien Verräther, denn sie hätten heimlich der Empörung Vorschub geleistet und sogar

Anstalten getroffen, sich des folgenden Tages mit den Aufrührern zu vereinigen. Unter diesen gefahrdrohenden Umständen nahmen die beiden Geächteten ein Schiff und begaben sich unter Segel, um an den französischen Hof zu flüchten.

Dort erfolgte eine Besprechung zwischen dem Grafen von Warwick und seiner alten Gegnerin, der Königin-Wittwe Margarethe, durch deren Ausspruch sein Vater einst enthauptet worden war, und gegen welche er die bitterste Feindschaft gehegt hatte. Nun aber erklärte er mit dem undankbaren und hinterlistigen Eduard von York fertig zu sein und versicherte ihr: hinfort die Wiedereinsetzung des Hauses Lancaster, sei es in der Person ihres Gemahls, sei es in der Person ihres Sohnes, als seine Aufgabe betrachten zu wollen! Und sie umarmte ihn, als wäre er zu allen Zeiten ihr theuerster Freund gewesen; und mehr als dies! sie vermählte ihren Sohn seiner zweiten Tochter, der Lady Anna. Wie angenehm aber auch diese Vermählung den beiden neuen Verbündeten gewesen sein mag: dem Herzoge von Clarence war sie in hohem Grade mißfällig; denn er mußte einsehen, daß sein Schwiegervater, der „Königs-Macher", ihn jetzt nicht mehr werde zum König machen wollen. Wie er überhaupt nur eine kurzsichtige und wenig begabte verrätherische Seele, ein Mensch von geringem Werthe und beschränktem Verstande war, so gab er nur zu leicht einer in dieser Absicht an ihn abgeschickten Hofdame Gehör und ließ sich in das Versprechen ein, wiederum zum Verräther zu werden und zu seinem Bruder, dem König Eduard, überzugehen, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbieten werde. —

Der Graf von Warwick, der von diesem allen nichts wußte, löste bald darauf der Königin Wittwe sein Versprechen, indem er zum Angriffe auf England eine Landung in Plymouth ausführte, dort ohne Anstand Heinrich als König ausrief und alle Engländer in dem Alter vom sechszehnten bis zum sechszigsten Jahre aufforderte, sich unter seine Fahnen zu schaaren. Darauf drang er, während seine Armee je weiter er zog immerfort an Zahl sich vermehrte, nach dem Norden zu vorwärts und kam dem Könige Eduard, der sich damals in jenen Landschaften befand, so nahe, daß dieser sich genöthigt sah, in großer Eile an die Küste von Norfolk zu reiten, um von dort auf dem ersten besten Schiffe, welches sich ihm darbot, nach Holland zu entfliehen. Jetzt kam dann der triumphirende „Königs-Macher" mit seinem hinterlistigen Schwiegersohne, dem Herzog von Clarence, in London an, holte den alten König aus dem Tower hervor und führte ihn in großem festlichen Aufzuge, mit der Krone auf dem Haupte, zur Cathedrale von St. Paul. Auf die Stimmung des Herzogs von Clarence, der sich dadurch weiter als je von dem Königsthrone hinweggedrängt sah, konnte dies natürlich nicht von günstigem Eindruck sein: er verschloß indeß sein Geheimniß in der Brust und verharrte im Schweigen. Die Familie Nevil wurde in alle ihre Ehren und in ihre ganze Herrlichkeit wieder eingesetzt; die Familie Woodville mit den Uebrigen in Schatten gestellt. Der „Königs-Macher" zeigte sich jedoch weniger blutdürstig, als der König; er nahm kein Menschenleben, ausgenommen das des Grafen von Worcester, der sich dem Volke so grausam gezeigt hatte, daß er den Namen „der Schlächter" erhielt. Er wurde in dem Versteck eines Ge-

büsches entdeckt, vor Gericht gestellt und hingerichtet; und diese Hinrichtung ist die einzige gewesen, welche den Triumph des „Königs-Machers" befleckt hat.

Im nächsten Jahre kam König Eduard zurück, um dem Grafen Warwick den Triumph streitig zu machen. Er landete zu Ravenspur und rückte nach York vor, indem er seiner gesammten Mannschaft befahl auszurufen: „Lange lebe der König Heinrich!" und am Altare ohne Erröthen den Schwur ablegte, daß er nicht gekommen sei, um Ansprüche auf den Thron zu erheben. Damit war die Zeit des Herzogs von Clarence herbeigekommen: er befahl seinen Kriegsleuten, die weiße Rose aufzustecken und sich für seinen Bruder zu erklären. Der Marquis von Montague hatte, obgleich der Graf Warwick sein Bruder war, ebenfalls abgelehnt, gegen Eduard zu streiten. So kam der König siegreich nach London, wo der Erzbischof von York ihn in die Stadt ließ und das Volk großartige Freudenbezeugungen zu seinen Gunsten veranstaltete. Hierin ließ es sich durch vier Beweggründe bestimmen: Zum Ersten war in der Hauptstadt eine große Anzahl der Anhänger des Königs verborgen, und jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen; zum Zweiten war der König den Bürgern von London eine beträchtliche Summe Geldes schuldig, welche sie mit seinem Erliegen hoffnungslos hätten verloren geben müssen; zum Dritten hatte er einen jungen Prinzen, auf den er die Krone vererben konnte; zum Vierten endlich war der König angenehm in seinem Benehmen, wohlgestaltet und bei den Damen der Hauptstadt mehr beliebt als dieß einem besseren Manne hätte möglich werden können. Der König beschränkte seinen Aufenthalt unter diesen würdigen Anhän-

gern seiner Sache diesmal auf zwei Tage und begab sich nach Barnet Common, um den Grafen von Warwick eine Schlacht anzubieten. Und jetzt sollte zum letzten Male sich zeigen, wer von beiden — ob entweder der König oder der „Königsmacher" — als Held des Tages glänzen sollte.

Während die Schlacht noch unentschieden war, erwachte in dem feigherzigen Herzoge von Clarence ein Gefühl der Reue; er schickte heimlich eine Botschaft an seinen Schwiegervater ab, in welchem er seine Dienste als Vermittler bei dem Könige anbot. Allein der Graf von Warwick wies diesen Antrag mit Verachtung von sich ab und erwiederte: Clarence sei falsch, hinterlistig und meineidig; er (Warwick) seinerseits sei entschlossen den Streit mit dem Schwerte auszufechten. Die Schlacht begann um vier Uhr des Morgens und dauerte bis zehn Uhr und während des größten Theils dieser Zeit wurde in dichtem Nebel gefochten, welcher abgeschmackter Weise für das Werkzeug eines Zauberers angesehen wurde. Der Verlust an Todten war überaus groß, weil die Erbitterung auf beiden Seiten grenzenlos war. Der „Königsmacher" erlitt eine Niederlage und der König triumphirte. Beide, der Graf von Warwick und sein Bruder wurden erschlagen und ihre Leichname wurden einige Tage in der St. Paulskirche zur Schau ausgestellt.

Selbst nach diesem schweren Schlage war der Muth der Königin Margarethe noch nicht gebrochen. Nach fünf Tagen stand sie wieder unter Waffen, pflanzte ihre Standarte in Bath auf und setzte sich von dort mit ihrer Armee in Bewegung, um den Lord Pembroke, der sich mit einer Streitmacht in Wales befand, aufzusuchen und sich

mit ihm zu vereinigen. Allein sie wurde unterwegs auf den Feldern bei der Stadt Tewkesbury von den königlichen Truppen ereilt. Eduard übertrug dort seinem Bruder dem Herzog von Gloucester, einem tapferen Kriegsmann, den Angriff auf das feindliche Heer. Die Königin erlitt eine vollständige Niederlage und gerieth mit ihrem Sohn, der damals eben das achtzehnte Jahr erreicht hatte, in Gefangenschaft. Das Benehmen des Königs gegen diesen unglücklichen Jüngling war seines Sinnes würdig. Er befahl ihn in sein Zelt zu führen und sprach zu ihm: „Was hat Euch denn nach England gebracht?" — „Ich kam nach England", — erwiederte der Gefangene mit einem Muthe, den ein Mann von Muth an einem Gefangenen bewundert haben würde — „um meines Vaters Königreich in Besitz zu nehmen, welches ihm kraft seines Rechtes überkommen ist und von ihm auf mich kraft des meinigen übergeht." Da zog der König seinen eisernen Handschuh aus und warf ihm den Jüngling ins Gesicht. Der Herzog von Clarence und einige andere Lords zogen ihre „edlen" Schwerdter und tödteten ihn.

Seine Mutter überlebte ihn zunächst fünf Jahre in der Gefangenschaft; dann wurde sie von dem Könige von Frankreich losgekauft und überlebte ihn noch sechs folgende Jahre. Heinrich starb drei Wochen nachdem jener Mord begangen war, durch einen jener zeitgemäßen Todesfälle, welche im Tower so gewöhnlich waren; oder um es mit rechten Worten zu sagen: er wurde auf Befehl des Königs ermordet.

Indem der König, nach dieser großen Niederlage der Parthei Lancaster, vor der Hand keine besondere Beschäfti-

gung hatte, und vielleicht auch, weil er sich eines Theiles seiner Beleibtheit zu entledigen wünschte (denn er war jetzt so korpulent geworden daß seine Wohlgestaltenheit darunter litt), kam er auf den Gedanken, einen Krieg mit Frankreich anzufangen. Da es Eduard aber an größeren Geldsummen gebrach als das Parlament, wiewohl es in der Regel für den Krieg bereitwillig genug zu sein pflegte, ihm für diesen Zweck hätte bewilligen können: so ersann er einen neuen Weg Geld aufzubringen. Er schickte nämlich zu den vornehmsten Bürgern von London und erklärte ihnen mit ernster Miene: daß er in sehr großer Geldverlegenheit sei und daß er es sehr gut aufnehmen würde, wenn sie ihm einige Geldmittel darleihen wollten. Da es unmöglich schien einen solchen Antrag abzulehnen, gingen die Bürger darauf ein, und die auf diesem Wege erpreßten Gelder erhielten — ohne Zweifel zur großen Erheiterung des Königs und des Hofes — den Namen „Benevolenzen"; wie wenn es freie Gaben gewesen wären. Der König stellte nun theils von den Geldbewilligungen des Parlaments, theils von diesen Benevolenzen eine Kriegsmacht ins Feld und schiffte sich nach Calais ein. Da inzwischen Niemand sich nach Krieg sehnte, machte der König von Frankreich bald Friedensanträge. Diese wurden angenommen und ein Waffenstillstand auf sieben Jahr geschlossen. Die Unterhandlungen, welche die Könige von England und Frankreich bei jener Gelegenheit pflogen, waren äußerlich im höchsten Grade freundschaftlich und glänzend, obgleich sie nicht minder von sehr großem Mißtrauen Zeugniß gaben. Sie endigten mit einer persönlichen Zusammenkunft der beiden Könige auf einer bei dieser Gelegenheit geschlagenen Brücke

des Sommeflusses in der Weise: daß sie mittelst zweier Oeffnungen eines starken hölzernen Gitters, welches einem Löwenkäfig glich, einander umarmten und gegenseitig einige Verbeugungen, sowie auch einige glatte Reden wechselten.

Nun war endlich die Zeit gekommen, in welcher auch der Herzog von Clarence die Strafe seiner Verräthereien erndten sollte, während das Schicksal längst die Geißel in Bereitschaft hielt. Es läßt sich denken, daß der König kein Vertrauen auf ihn setzte; — denn wer hätte ihn kennen und ihm noch vertrauen mögen! — ferner hatte er einen unzweifelhaft mächtigen Gegner an seinem Bruder dem Herzog von Gloucester, der unter den Antrieben der Habsucht und des Ehrgeizes jene verwittwete Tochter des Grafen von Warwick, welche dem verstorbenen jungen Prinzen zu Calais verheirathet worden war, zur Gemahlin zu bekommen wünschte. Aber Clarences Begehren ging darauf, den ganzen Reichthum der Familie für sich zu behalten; er suchte daher jene Prinzessin zu verstecken, bis Richard sie einst in der Verkleidung eines Dienstbotenanzuges zu London entdeckte und sich mit ihr vermählte. Darauf erließen die von dem Könige ernannten Schiedsrichter die Entscheidung: daß das Vermögen zwischen beiden Brüdern getheilt werden müsse. Durch diesen Ausspruch entwickelte sich in beiden Brüdern Mißgunst und Mißtrauen gegen einander. Clarence ließ sich bald hierauf, nach dem Tode seiner Gemahlin, von dem Verlangen fortreißen eine andere dem Könige anstößige Ehe zu schließen und stürzte sich dadurch ins Verderben. Zuerst schritt der Hof gegen seine Anhänger und Untergebenen ein, indem einige von ihnen der Zauberei, Hexerei oder ähnlicher sinnloser Dinge be-

schuldigt wurden. Sobald auf diese Weise das kleine Wildpret erlegt worden war, kam die Reihe an den Herzog selbst. Er wurde auf verschiedene von seinem Bruder dem Könige in Person geltend gemachte Anklagen zur Haft gebracht, als schuldig erkannt und zur öffentlichen Hinrichtung verurtheilt. Eine solche öffentliche Hinrichtung ist indeß nicht an ihm zur Ausführung gebracht worden, sondern er hat seinen Tod, ohne Zweifel unter Einwirkung oder auf Veranlassung des Königs, oder seines Bruders Gloucester, oder Beider, auf irgend eine andere Weise im Tower gefunden. Damals verbreitete sich das Gerücht, daß man ihm die Wahl der Art seines Todes freigestellt habe, und daß er der von ihm getroffenen Wahl zu Folge in einem Fasse Malvasier-Weines ertränkt worden sei. Gern nehme ich an, daß diese Geschichte thatsächlich wahr ist, denn ein solcher Tod würde einem so jämmerlichen Wesen vollkommen angemessen gewesen sein.

Der König überlebte ihn noch etwa fünf Jahr. Er starb im 42sten Jahre seines Lebens und im 23sten seiner Regierung. Eduard IV. ist ein begabter und einsichtsvoller Herrscher gewesen und hat seine gute Seiten gehabt; allein er war zugleich selbstsüchtig, leichtsinnig, sinnlich und grausam. Durch sein angenehmes Wesen erhob er sich zum Liebling des Volkes und das Volk gab ihm durch unwandelbare Anhänglichkeit und Zuneigung ein gutes Beispiel. Auf seinem Todtenbette reuten ihn die „Benevolenzen“ und andere Erpressungen; er traf Anordnungen, um dem Volke, welches unter ihnen gelitten hatte, Ersatz zu bieten. Ferner beschied er sowohl die bereicherten Mitglieder der Familie Woodville als auch die stolzen Lords von

älterem Adel an sein Sterbebett, und suchte sie mit einander auszusöhnen, um eine friedliche Nachfolge für seinen Sohn und einen ruhigen Zustand im Innern Englands anzubahnen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

England unter Eduard den Fünften.
1483.

Der älteste Sohn des Königs, Prinz von Wales, unter den Namen Eduard V., war erst dreizehn Jahr alt, als sein Vater starb. Er befand sich bei seinem Onkel dem Grafen von Rivers zu Ludlow Castle; sein Bruder der Herzog von York, der damals elf Jahre zählte, befand sich zu London bei seiner Mutter. Der verwegenste, schlaueste und am meisten gefürchtete unter den englischen Großen jener Zeit war ihr Oheim, Richard, Herzog von Gloucester, und alle Welt war voll gespannter Erwartung wie es den beiden unglücklichen Kindern durch einen solchen Oheim in friedlicher oder feindlicher Weise ergehen werde.

Die Königin, ihre Mutter, war in ihrer Seele über die Zukunft der Prinzen von einer äußerst unheimlichen Stimmung bewegt: sie ließ es sich angelegen sein, eine Botschaft an Lord Rivers zu entsenden und ihm den Auftrag

zu ertheilen, daß er ein Heer versammeln und mit demselben den jungen König sicher nach London geleiten solle. Allein Lord Hastings, der auf Seiten der Hofparthei stand und der Woodvilleparthei feindlich, dem der Gedanke sie zum Einfluß gelangen zu sehen unerträglich war, erhob sich gegen jene Anordnung und nöthigte die Königin es bei einer Escorte von 2000 Reitern bewenden zu lassen. Der Herzog von Gloucester unternahm anfangs nichts was einen Verdacht gegen ihn hätte rechtfertigen können. Er begab sich, aus Schottland, wo er als Befehlshaber eines Heeres verweilt hatte nach York, erschien dort als der erste um seinem Neffen den Huldigungseid zu leisten, schrieb einen Beileidsbrief an die Königin Mutter und machte sich auf um der Krönung in London mit beizuwohnen.

Der junge König kam auf seinem Zuge nach London mit Lord Rivers und Lord Grey in Stony Stratford an, während sein Oheim in der nur zehn Meilen entfernten Stadt Northampton angelangt war. Sobald jene beiden Lords erfuhren daß der Herzog von Gloucester so nahe war, machten sie dem Könige den Vorschlag: sie wollten beide zurückgehen und jenen in seinem Namen begrüßen. Der König ging gern auf dies Erbieten ein; die beiden Lords machten sich zu Pferde auf den Weg, wurden mit großer Freundlichkeit empfangen und von dem Herzoge von Gloucester eingeladen bei ihm zu bleiben, und mit ihm zu Mittag zu essen. Als sie abends eben in der heitersten Laune waren, erschien der Herzog von Buckingham mit 300 Reitern. Am folgenden Morgen setzten sich die beiden Lords mit den beiden Herzögen und den 300 Reitern zu Pferde, um sich zu dem Könige zu begeben. Als sie eben in Stony

Stratford einritten, hielt der Herzog von Gloucester plötzlich sein Pferd an, wendete sich zu den beiden Lords um, machte ihnen heftige Vorwürfe, als ob sie ihm die Zuneigung seiner theuren Neffen zu entfremden versuchten, und ertheilte den 300 Reitern Befehl, die beiden Lords gefangen zu nehmen und wieder zurückzuführen. Dann ritt er mit dem Herzoge von Buckingham schnurstracks zu dem Könige, den sie nunmehr in ihrer Gewalt hatten. Beide Herzoge warfen sich in einer Audienz vor Eduard auf die Knie und gelobten ihm Liebe und Unterwerfung; dann trafen sie die erforderlichen Anordnungen, um die Personen, welche seine Umgebung bildeten, zu zerstreuen und führten ihn allein mit sich nach Northampton.

Einige Tage nachher geleiteten sie den König nach London und ließen ihn im bischöflichen Palast seine Wohnung nehmen. Aber auch dort blieb er nicht lange, der Herzog von Buckingham nahm den Schein zärtlicher Sorgfalt an, schilderte in einer Rede, wie ihm die Sicherheit des königlichen Jünglings am Herzen liege und wie derselbe bis zu seiner Krönung in dem Tower ungleich besser als irgend sonst wo aufgehoben sei. So kam es dahin, daß Eduard — gewiß mit dem sorgfältigsten Vorbedacht — in den Tower abgeführt und der Herzog von Gloucester zum Protektor des Staats ernannt wurde.

Obgleich Gloucester bis dahin mit der äußersten Zurückhaltung verfahren war; — obgleich er als ein kluger Mann, gewandt in der Rede und trotzdem, daß seine eine Schulter sich etwas über die andere erhob, von nicht üblem Aeußern erschien; — obgleich er entblößten Hauptes an der Seite des Königs in die Hauptstadt eingeritten war und

sich fortwährend das Ansehen zärtlicher Zuneigung zu ihm gab: die Königin Wittwe fühlte sich dennoch unheimlicher als je gestimmt. Nachdem der junge König in den Tower gebracht worden war, wurde sie von einer solchen Unruhe ergriffen, daß sie mit ihren fünf Töchtern in der Freistätte des Heiligthums zu Westminster Zuflucht suchte.

Nur zu sehr erwiesen sich ihre Ahnungen begründet. Denn sobald der Herzog von Gloucester einsah, daß selbst diejenigen Lords, welche der Familie Woodville das Gegenspiel hielten, dem jungen Könige nichts desto weniger treu und ergeben waren, entschloß er sich rasch auf seine eigne Hand einen Streich auszuführen. Während jene Lords jetzt zu einer Berathung in den Tower zusammentraten, vereinigte er sich mit seinen persönlichen Anhängern zu einer besonderen Versammlung in seiner Wohnung im Crosby Palaste. So traf er in aller Stille die nöthigen Vorbereitungen und begab sich eines Tages in einer anscheinend außerordentlich heitern und aufgeräumten Stimmung zu jener Versammlung im Tower. Ganz besonders munter scherzte er mit dem Bischof von Ely, pries die Erdbeeren in seinem Garten am Holbornhügel und äußerte sehr lebhaft das Verlangen, sich an einer Anzahl derselben zur Mittagstafel erfreuen zu können. Diese ehrenvolle Aufforderung schmeichelte dem Stolz des geistlichen Herrn; er schickte unverweilt einige Männer ab, welche die Erdbeeren herbeiholen sollten; der Herzog anscheinend noch immer lustig und guter Dinge, ging von dannen und die ganze Versammlung wußte nicht genug zu sagen, was für ein angenehmer Herzog er wäre! Allein eine kleine Weile nachher kam er als ein ganz anderer Mensch zurück. Er

war jetzt nichts weniger als heiter und scherzend — sondern vielmehr verdrießlich und hochfahrend — und erhob plötzlich die Frage:

„Was haben jene Personen verdient, die sich zu meinem Verderben versammelt haben, da ich doch sowohl des Königs gesetzmäßiger als auch sein natürlicher Protektor bin?"

Auf diese Befremden erregende Frage fiel Lord Hastings mit dem Ausspruche ein: daß solche Personen, wer sie auch sein möchten, Todesstrafe verdient hätten.

„Wohlan!" fuhr jetzt der Herzog fort, „ich sage euch, jenes Zauberweib, die Frau meines Bruders (er meinte die Königin-Wittwe) und das andre Zauberweib Jane Shore, sind solcher Art. Denn sie haben durch ihre Herenkünste meinen Körper welken gemacht und meinen Arm, wie ich euch jetzt zeigen werde, zusammenschrumpfen lassen."

Bei diesen Worten streifte er seinen Aermel auf und zeigte seinen Arm, der sich in der That zusammengeschrumpft zeigte, aber auch, wie jeder in der Versammlung sehr gut wußte, seit der Stunde seiner Geburt niemals anders gewesen war.

Jane Shore stand zu jener Zeit mit dem Lord Hastings in einem Liebesverhältnisse, wie sie ein ähnliches Verhältniß früher schon mit dem verstorbenen Könige gehabt hatte. Indem daher der Lord jetzt inne ward, daß jene Frage auch gegen ihn selbst gerichtet gewesen war, stammelte er nun in einiger Verwirrung: „fürwahr Mylord, wenn jene das gethan haben, dann haben sie Strafe verdient."

„Wenn?" fiel der Herzog von Gloucester ein, „ihr wollt noch von Wenn reden? Ich sage euch, jene haben

das gethan, und ich will es an deinem Leibe vergelten, du Verräther!"

Mit diesen Worten that der Herzog einen gewaltigen Schlag auf den Tisch. Dieß war das Signal: eine Anzahl seiner Leute, die er vor der Thür postirt hatte, erhoben das Geschrei „Verrath!" Kaum war dieses Lärmen ertönt, als so viele bewaffnete Männer herbeistürzten, daß der Saal von ihnen erfüllt war.

Jetzt wandte sich der Herzog von Gloucester gegen Lord Hastings mit dem Ausruf: „dich verhafte ich zuerst Verräther!" Dann sprach er weiter zu den bewaffneten Männern, die sich seiner bemächtigten, „laßt auf der Stelle auch einen Priester für ihn kommen. Denn, beim heiligen Paulus, ich will nicht zu Mittag speisen, bis ich ihn abgeschlagenen Hauptes gesehen habe."

Lord Hastings wurde in stürmischer Hast auf den Rasenplatz neben der Tower-Kapelle geschleppt und dort auf einem Holzblock, welcher zufällig am Boden lag, enthauptet. Darauf speiste der Herzog mit gutem Appetit zu Mittag und ließ nach aufgehobener Tafel die vornehmsten Bürger der Hauptstadt zu sich entbieten, um ihnen zu eröffnen: daß Lord Hastings mit den übrigen sich verrätherischer Weise verabredet hätten, ihn selbst und den Herzog von Buckingham an seiner Seite zu ermorden und daß dieß auch geschehen sein würde, wenn er nicht durch die Fügung der Vorsehung dieses Vorhaben entdeckt hätte. Weiter richtete er an sie die dringende Aufforderung: sie möchten ihm doch die Liebe thun, ihre Mitbürger von der Wirklichkeit dieser seiner Mittheilungen in Kenntniß zu setzen und ließ eine, (wie sich von selbst versteht: eine längst ausgedachte und

zierlich abgeschriebene) Proklamation gleichen Inhalts verbreiten.

Desselben Tages, an welchem der Herzog diese Schritte im Tower gethan hatte, kam Sir Richard Ratcliffe, der verwegenste und unerschrockenste unter allen Helfershelfern des Herzogs, nach Pontefract, verhaftete Lord Rivers, Lord Grey nebst zwei andern Edelleuten und ließ sie sämmtlich ohne irgend eine Untersuchung öffentlich auf dem Schafot hinrichten, indem er ihnen zur Schuld gab, daß sie dem Herzoge nach dem Leben getrachtet hätten.

Um keine Zeit zu verlieren begab sich der Herzog drei Tage nachher in seinem Lustboote unter Begleitung verschiedener Bischöfe, Lords und Soldaten auf dem Themsefluß nach Westminster und stellte der Königin das Ersuchen: ihm ihren zweiten Sohn den Herzog von York auszuliefern, damit er ihn in Sicherheit brächte. Die Königin sah sich gezwungen, seiner Aufforderung Folge zu leisten; sie weinte heiße Thränen über den unglücklichen Knaben, welchen sie vorahnend verloren gab. Richard von Gloucester brachte ihn zu seinem Bruder in den Tower. Dann ließ er Jane Shore festnehmen und auf die Anklage, daß sie die Geliebte des letzten Königs gewesen sei, ihr Vermögen einziehen. Außerdem wurde sie verurtheilt, öffentlich in den Straßen Buße zu thun; in ärmlicher Kleidung mit nacktem Fuß und einem brennenden Wachslichte in der Hand durch den lebhaftesten Theil der Stadt zur St. Pauls-Kathedrale zu gehen.

Nachdem alle diese Vorbereitungen zur Thronbesteigung des Herzogs getroffen waren, veranlaßte er einen Mönch, vor dem an der Vorderseite der St. Pauls-Kathedrale auf-

gestellten Kreuz eine Rede zu halten, welche nicht blos Anspielungen auf die Zügellosigkeiten und Ausschweifungen des verstorbenen Königs enthielt, und dabei des kürzlich erlebten Schandaufzuges der Lady Shore gedachte, sondern auch unverhüllt andeutete, daß die Prinzen nicht die Söhne des Königs seien; „da hingegen, o mein geliebtes Volk" — fuhr der Priester (er hieß Shaw) weiter fort — „Mylord, der Protektor, der edle Herzog von Gloucester, dieser herrliche Prinz, dieß Muster aller der edelsten Tugenden, da hingegen Er das vollkommene Abbild und das unvergleichliche Ebenbild seines Vaters ist." Zugleich war zwischen dem Herzog und dem Mönch eine Verabredung getroffen, in deren Folge der Herzog in demselben Augenblicke, von welchem man das Einstimmen des Volks in den Ausruf „lang lebe König Richard!" erwartete, plötzlich erscheinen sollte. Indeß — mag es nun sein, daß der Mönch diese Worte zu früh ausgesprochen hatte oder daß der Herzog zu spät herbeikam — genug: der Herzog traf nicht mit den verabredeten Worten zusammen, das Volk wurde nur zum Lachen gereizt und der Mönch zog sich beschämt zurück.

Der Herzog von Buckingham war für Angelegenheiten dieser Art eine ungleich geeignetere Person als jener Mönch. Daher erschien er am nächsten Tage zu Guildhall und hielt an die Bürger eine Anrede für die Sache des Protektors. Eine Anzahl schmutziger Menschen, die man gedungen und für den beabsichtigten Zweck aufgestellt hatte, erhob beim Schlusse der Rede das Geschrei „Gott erhalte den König Richard!" Darauf machte dann der Redner eine feierliche Verbeugung und bezeugte den Versammelten „aus vollstem

Herzen" seinen Dank. Um mit seiner Absicht zum Ziel zu kommen, begab er sich am folgenden Tage mit dem Mayor sowie mit einer Anzahl von Lords und Bürgern auf der Themse nach Baynard Castle, wo Richard damals verweilte. Dort trug er diesem eine Anrede vor, in welcher er ihn aufs Demüthigste anflehte, die englische Krone anzunehmen. Richard blickte von einem Fenster auf die Versammelten herab, gab sich den Schein großer Verlegenheit und augenblicklicher Bestürzung, versicherte hoch und theuer, daß ihm nichts unerwünschter sein könnte, als ein solches Anliegen, und daß seine innige Zuneigung für seine Neffen ihm verbiete, auch nur einen Gedanken solcher Art zu hegen. Darauf erwiederte der Herzog von Buckingham mit erheuchelter Wärme: das freie Volk von England werde sich niemals der Herrschaft seines Neffen unterwerfen; lehne Richard die Krone, welche ihm als gesetzmäßiges Erbtheil gehöre, von sich ab, dann müßten sie irgend sonst jemand suchen, der sie tragen könne. Und darauf erwiederte dann der Herzog von Gloucester: Einer so entschiedenen Sprache gegenüber entstehe für ihn freilich die schmerzliche Pflicht, nicht mehr an sich zu denken sondern die Krone anzunehmen.

Nach diesen Worten erhob das Volk ein Beifallsgeschrei und lief auseinander. Die Herzöge von Gloucester und von Buckingham verlebten einen ergötzlichen Abend, indem sie des Theaterstücks gedachten, welches sie eben so erfolgreich ausgeführt hatten, und sich im Einzelnen aller der Worte erinnerten, die von ihnen für diesen Zweck in Bereitschaft gehalten waren.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

England unter Richard dem Dritten.
1483 — 1485.

Am folgenden Morgen stand König Richard der Dritte bei guter Zeit auf und begab sich nach Westminster Hall. In dieser Halle befand sich ein Marmorsitz, auf welchem er zwischen zwei Männern von hohem Adel Platz nahm und dem Volke ankündigte, daß er an dieser Stätte die neue Regierung beginne; denn es sei die erste Pflicht eines Herrschers, die Gesetze in einer für Alle unpartheiischen Weise zu verwalten und Gerechtigkeit zu handhaben. Darauf bestieg er sein Pferd und ritt in die Hauptstadt zurück. Hier wurde er von der Geistlichkeit und der Masse des Volkes aufgenommen, als ob er wirklich ein Recht auf den Thron gehabt hätte und als ob er wirklich ein gerechter Mann gewesen wäre. Die Geistlichkeit und die Massen aber müssen meines Erachtens im Stillen bei sich selbst über diese ihre feigherzige Treulosigkeit von bitterer Scham ergriffen worden sein.

Der neue König wurde mit seiner Gemahlin unter reichem Glanze und Lärmen, wie es das Volk nur gar zu sehr liebte, bald darauf gekrönt, und setzte sich gleich nachher in Bewegung, um eine königliche Rundreise durch seine Staaten anzutreten. Um dem Volke Augenweide und geräuschvolle Scenen in Fülle zu gewähren, wurde er zum zweiten Mal in York gekrönt. Ueberall, wohin er kam,

wurde er mit Jubel und Freudenrufen aufgenommen — von zahlreichen Menschenhaufen mit starken Lungen, die dafür bezahlt waren, daß sie ihre Kehlen mit dem Geschrei „Gott erhalte König Richard" anstrengten. Der angelegte Plan bewährte sich so vortrefflich, daß ich mir habe erzählen lassen, er sei um deswillen seitdem von andern Usurpatoren bei ähnlichen Rundreisen durch ihre Staaten und Länder zur Nachahmung genommen! —

König Richard hielt sich im Verlaufe dieser Reise einen Monat lang zu Warwick auf. Und von Warwick aus entsandte er den Auftrag zu einer der ruchlosesten Mordthaten, die jemals verübt worden ist — zur Ermordung seiner Neffen, jener beiden jungen Prinzen, die in dem Tower zu London eingesperrt waren.

Damals war Sir Robert Brackenbury Gouverneur des Tower. An ihn schickte König Richard durch die Hand eines Boten Namens John Green einen Brief, in welchem er ihm den Befehl ertheilte, die beiden jungen Prinzen auf irgend einem Wege umzubringen. Allein Sir Robert — vielleicht weil er selbst eigne Kinder hatte, die er liebte — schickte den John Green, der auf düstern Wegen spornstreichs herangeritten kam, mit der Antwort zurück: daß er sich mit einer so schauderhaften Unthat nicht befassen könne. Bei dieser Nachricht zog der König seine Stirn zusammen, ließ dann Sir James Tyrrel, seinen Stallmeister, zu sich bescheiden und ertheilte ihm förmlich die amtliche Befugniß, den Oberbefehl im Tower sobald er wolle auf vierundzwanzig Stunden zu übernehmen und während dieser Zeit sich in Besitz sämmtlicher Schlüssel des Tower zu setzen. Tyrrel war vollkommen von dem unterrichtet, worauf es ankam.

Er sah sich nach zwei verstockten Bösewichtern um und wählte John Dighton, einen seiner Stallknechte, und einen gewissen Miles Forest, der seines Gewerbes ein Mörder war. Nachdem er sich dieser beiden Helfershelfer versichert hatte, begab er sich eines Tages (es war im Monat August) in den Tower, zeigte seine vom Könige ihm überwiesene Amtsvollmacht vor, übernahm auf 24 Stunden den Oberbefehl und ließ sich die Schlüssel überliefern. Und als dann die schwarze Nacht herbeigekommen war, ging er schleichend und kriechend, gleich einem schuldbefleckten Missethäter wie er es war, die steinerne Wendeltreppe hinan, und dann weiter längs der finstern mit Steinen belegten Gänge, bis er zu der Thür des Gemaches kam, in welchem die beiden jungen Prinzen nachdem sie das Abendgebet gesprochen, einander mit den Armen umschließend, im tiefen Schlaf lagen. Und während er an der Thür horchte und lauschte, schickte er jene verruchten Teufel in Menschengestalt, den John Dighton und Miles Forest, hinein; und diese erstickten die beiden Prinzen mit den Betten und Kissen, schleppten danach ihre Leichname die Treppe hinab und verscharrten sie unter einem großen Steinhaufen am Fuße der Treppe. Und als der folgende Tag erschien, legte Tyrrel die Befehlshaberschaft des Tower nieder, gab die Schlüssel wieder heraus und machte sich in stürmischer Eile davon ohne sich umzusehen. Sir Robert Brackenbury betrat voll Entsetzen und mit tiefem Schmerze das Gemach, er fand die Prinzen nicht mehr; sie waren auf immer dahin!

Aus unserer ganzen Geschichte tritt uns immer von neuem entgegen, wie wahr es ist, daß Verräther niemals Treue bewahren. Wundern wir uns also nicht, wenn wir

sehen, daß der Herzog von Buckingham sich alsobald gegen König Richard erhob und an einer großen Verschwörung Theil nahm, deren Ziel die Entthronung Richards und die Ueberweisung der Krone an das Haupt des rechtmäßigen Erben war. Richard hatte nämlich geglaubt, den Mord geheim halten zu müssen; allein sobald er durch seine Spione von dieser Verschwörung hörte und weiter vernahm, daß viele Lords und ehrenhafte Männer insgeheim auf die Gesundheit der Prinzen im Tower zu trinken pflegten, da ließ er die Kunde ihres Todes zur Oeffentlichkeit bringen. Durch diesen Schlag fühlten sich die Verschworenen zwar auf einen Augenblick gelähmt; allein sie kamen doch sehr bald zu dem Entschlusse, dem blutgierigen Richard den Grafen Heinrich von Richmond den Großsohn jener Catharina, die von Heinrich dem Fünften als Wittwe hinterlassen und dem Owen Tudor verheirathet worden war — als Kronbewerber entgegen zu stellen. Indem sie erwogen, daß Heinrich dem Hause Lancaster angehöre, geriethen sie zugleich auf die Auskunft: daß Heinrich sich mit der Prinzessin Elisabeth, der ältesten Tochter des verstorbenen Königs, jetzigen Erbin des Hauses York, vermählen, und auf diese Weise durch Vereinigung der feindlichen Familien den unglücksvollen Kriegen der rothen und weißen Rose ein Ende machen sollte. Sobald alle diese Punkte festgestellt waren, wurde ein Zeitpunkt bestimmt, in welchem Heinrich von der Bretagne aus auf englischem Boden erscheinen und andrerseits zu gleicher Stunde eine gewaltige Erhebung gegen Richard in einigen Theilen Englands statthaben sollte. Demgemäß brach die Empörung an einem bestimmten Tage im Monat October aus; für dießmal indeß mit ungünstigem Erfolge.

Richard war aufs Beste vorbereitet; Heinrich wurde durch einen Sturm zurück geworfen; seine Anhänger in England wurden zerstreut. Der Herzog von Buckingham ward ergriffen und ohne Weiteres auf dem Marktplatze zu Salisbury enthauptet.

Richard hielt den Zeitpunkt dieses Sieges für geeignet zur Berufung eines Parlaments, durch welches er in den Besitz von Geldmitteln zu gelangen wünschte. Das Parlament wurde berufen; es schmeichelte und huldigte ihm, wie er es nur irgend hätte wünschen können, erklärte ihn für den rechtmäßigen König von England, seinen einzigen damals zehn Jahre zählenden Sohn Eduard zum nächsten Thronerben.

Richard war sich indeß vollständig darüber klar, daß die Prinzessin Elisabeth — mochte das Parlament sagen was es wollte — als Erbin des Hauses York in dem Gedächtniß des Volkes lebte. Als er aber außerdem noch genaue Kunde davon erhielt, wie sie von den Verschworenen zur Gemahlin Heinrichs von Richmond ersehen war: da erwachte in ihm die Ueberzeugung, wie sehr er an Kraft gewinnen und wie sehr seine Gegner geschwächt werden würden, wenn es ihm gelänge, ihnen die Vorhand abzugewinnen und die Prinzessin Elisabeth mit seinem Sohn zu verheirathen. In dieser Absicht begab er sich nach jenem Zufluchtsort zu Westminster, wo die Königin Wittwe noch mit ihrer Tochter verweilte und lud beide dringend ein, am Hof zu erscheinen: dort (so betheuerte er bei allem was heilig war) sollten sie in Sicherheit und in Ehren gehalten werden. Demgemäß folgten sie der Einladung. Allein, kaum mochten sie einen Monat bei Hofe gewesen sein, als

plötzlich Richards Sohn verstarb — vielleicht an Vergiftung — und sein Plan dadurch gänzlich zerstört schien.

In dieser äußersten Verlegenheit dachte König Richard, der unaufhörlich betriebsame: „ich muß jetzt einen andern Plan entwerfen." Und er entwarf den Plan, die Prinzessin Elisabeth selbst zu heirathen, obgleich sie seine Nichte war. Indeß stand noch ein Hinderniß im Wege. Richards Gemahlin, die Königin Anna, war noch am Leben. Allein Richard verstand sich darauf (wir erinnern uns seiner Neffen), solche Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Er gestand der Prinzessin Elisabeth seine Liebe und vertraute ihr, er sei von einer ganz vollkommen zuverlässigen Ahnung erfüllt, daß der Tod der Königin im nächsten Februar bevorstehe. Die Prinzessin war eine junge Dame von nicht eben gewissenhafter Natur. Statt den Mörder ihrer Brüder mit Abscheu und Verachtung abzuweisen, erklärte sie offen, daß sie ihn innig liebe, und als dann der Monat Februar verflossen war, ohne daß der Tod der Königin sich ereignet hatte, sprach sie ihre Ungeduld aus: wie ihr diese Angelegenheit sich zu lange hinziehe. König Richard war indeß in seiner Vorhersagung nicht sehr weit fehl gegangen, denn schon im März starb die Königin; — dafür hatte er aufs Beste zu sorgen gewußt! — und jetzt glaubte das vortreffliche Paar zur Vermählung schreiten zu können. Aber hierin täuschten sie sich doch. Der Gedanke einer solchen Ehe war im Lande dergestalt unbeliebt und verabscheut, daß die ersten Räthe des Königs, Ratcliffe und Catesby, auf keine Weise die Hand dazu bieten wollten, sie zum Vortrage zu bringen; und daß der König sich sogar genöthigt sah, öffent-

lich zu erklären, er habe niemals einen Gedanken dieser Art gehabt.

Richard wurde zu dieser Zeit von allen Klassen seiner Unterthanen gefürchtet und gehaßt. Seine Edelleute verließen ihn von Tag zu Tag und gingen auf die Seite Heinrichs von Richmond über. Der König wagte nicht, ein andres Parlament zu berufen, weil er fürchtete, seine Verbrechen möchten vor demselben zur Anzeige gebracht werden; dennoch war sein Geldmangel so groß, daß er sich in der Nothwendigkeit befand, von den Bürgern Benevolenzen einzuziehen, eine Auskunft, die ihm die Erbitterung Aller zuzog. Außerdem erzählte man sich, wie er unter den Angstqualen seines bösen Bewußtseins von fürchterlichen Träumen heimgesucht werde, wie er wohl bei nächtlicher Weile, von bangen Besorgnissen und Gewissensbissen gepeinigt, aus seinem Lager aufgescheucht werde. Trotz aller dieser Zufälle blieb er aber thätig und betriebsam bis zu seiner letzten Stunde. Sobald er vernahm, daß Heinrich von Richmond mit einer Flotte von Frankreichs Küsten herannahe, erließ er kraftvolle öffentliche Erklärungen gegen ihn und seine Anhänger; ja, er erschien im Felde kühn und wuthentflammt wie der wilde Eber, dessen Bild er auf seinem Schilde trug. —

Heinrich von Richmond landete mit 6000 Mann zu Milford Haven und rückte durch Nord Wales gegen König Richard heran, der mit einem doppelt so starken Heere bei Leicester ein Lager bezogen hatte. Auf dem Felde von Bosworth trafen die beiden Armeen auf einander. Als dort König Richard die Reihen der Krieger seines Gegners überblickte, und erkannte, wie sie von den englischen Edelleuten,

die ihn verlassen hatten, erfüllt waren: da wandte er sich bleich hinweg. Zumal indem er auch den mächtigen Lord Stanley mit seinem Sohne (er hatte sich aufs Eifrigste bemüht, sie bei sich zurückzuhalten) unter ihnen erkannte. Allein Richard war eben so tapfer als boshaft; er stürzte sich hin, wo das Kampfgewühl am dichtesten war; er ritt von einer Seite zur andern, während er überall hin die Streiche seines Schwerdtes führte. Da fiel sein Blick auf den Grafen von Northumberland (einen der wenigen Großen, die bei ihm ausharrten) und er gewahrte, wie dieser unthätig dastand, und wie der Hauptkern seiner Truppen zögerte und zagte. Aber in demselben Moment fiel sein verzweifelndes Auge auf Heinrich von Richmond, der unter einer kleinen Schaar der ihn umgebenden Ritter in der Nähe war. Richard stürmte im scharfen Ritte unter dem Geschrei „Verrath!“ auf jenen los, erlegte seinen Fahnenträger, riß einen andern Edelmann im wilden Ungestüm vom Pferde und holte so eben zu einem mächtigen Streiche gegen Heinrich selbst aus, um ihn niederzuschlagen. Allein Sir William Stanley fing jedoch den Hieb auf und ehe Richard seinen Arm wieder erheben konnte wurde er durch die Uebermacht umdrängt und überwältigt, vom Pferde gerissen und erschlagen. Lord Stanley nahm die Krone auf; ganz voll Beulen, zertreten und mit Blut befleckt, wie sie war, setzte er sie auf das Haupt des Grafen von Richmond, unter dem ringsum ertönenden lauten Jubel und Freudenruf: „Lange lebe König Heinrich!“

In jener Nacht wurde ein Pferd zum Kirchhofe der Grauen Mönche zu Leicester geführt: auf seinem Rücken sah man als wäre es ein werthloses Bündel, einen nackten

Leichnam zur Beerdigung auf der dortigen Stätte festgebunden. Es war der Leichnam des letzten Königs vom Stamme Plantagenet, König Richards des Dritten, des Usurpators und Mörders, der auf dem Schlachtfelde von Bosworth im 32sten Jahre seines Lebens nach einer Regierung von zwei Jahren erschlagen war.



Druck von J. Petsch in Berlin.





